ReporterFORUM

Deutscher Reporterpreis 2020

Nominierungen in der Kategorie

Lokalreportage

Inhaltsverzeichnis

Christine Keck: “Frau Schnitzer blüht wieder auf” 1

Constantin Lummitsch: “Ein Gedicht für Paula” 6

Christoph Heinemann, Jens Meyer-Wellmann: “Der Ausbruch” 17

Deike Diening: “Bleibe, Zuhause” 62

Peter Wenig: “Ein Herz für Lilly” 70

Marion Kaufmann: “Meine verlorene Freundin” 76

Moritz Honert, Maris Hubschmid: “Ein besonderer Fleck” 83

Moritz Honert, Maris Hubschmid: “Ein besonderer Fleck” 83

Sebastian Schneider: “Nachtfalter“ 91

Philipp Woldin: “Lebenslang” 112

Frau Schnitzer blüht wieder auf

In Zeiten der Corona-Krise ist das Sterben noch einsamer geworden. Nur wenige Angehörige dürfen die Todkranken begleiten. Im Hospiz Veronika in Eningen ist das anders.

Von Christine Keck, Stuttgarter Zeitung, 10.06.2020

Es ist die Wärme, die ihr fehlt. Was hätte sie gegeben für ein einziges Küsschen ihrer fünfjährigen Enkelin, für eine Umarmung des Sohns. „Jetzt verstehe ich, was Einzelhaft für Gefangene bedeutet“, sagt Stefania Schnitzer und hat alle Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Die Hölle seien die zwei Wochen im Pflegeheim gewesen. Wegen Corona durfte sie keinen Besuch empfangen, sie habe kaum Ansprache gehabt, alles sei neu gewesen. „Ich habe meinem Sohn auf Whatsapp geschrieben, dass er mich rausholen soll, sonst springe ich vom Balkon“, sagt sie und setzt sich aufrecht in ihrem elektrischen Liegesessel. „Ich hätte es gemacht.“

Zwischen einem Bündel Zeitschriften mit Sudoku und dem katholischen Liederbuch hat die 66-Jährige auf dem Samtpolster viel Platz. Eine Frau so zart wie eine Bleistiftlinie; links gelähmt: das Bein, ein bisschen der Arm, aber das ist mit der Krankengymnastik besser geworden. „Ich kann jetzt wieder das Handy halten“, sagt sie stolz. Stefania Schnitzer hat Hautkrebs, das Geschwür hat in den Kopf gestreut, zwei Hirnblutungen folgten. Sie weiß, dass jede Minute ihre letzte sein könnte. Sie zog vom Pflegeheim ins Hospiz Haus Veronika in Eningen bei Reutlingen, ein Dachzimmer mit Blick auf das goldene Kreuz des Kirchturms und die sanften Kurven der Schwäbischen Alb.

In Corona-Zeiten ist alles anders, auch das Sterben. Es ist einsamer geworden, noch einsamer. Kein ambulanter Hospizdienst ist mehr nach Hause oder ins Heim zu den Sterbenden gekommen, das fängt erst langsam wieder an. In Hospizen oder auf den Palliativstationen der Kliniken durfte oft nur ein Angehöriger, höchstens zwei ins

Zimmer – mit Mundschutz, teils mit Schutzkleidung. Besuchszeiten wurden eingeschränkt und Kinder aus Gründen des Infektionsschutzes ausgesperrt.

Für sterbenskranke Covid-19-Infizierte in Kliniken ist es ein bitteres Abschiednehmen auf Abstand. Es sind kalte Berührungen durch den Einmalhandschuh, und der Weg in eines der 34 Hospize im Südwesten ist ihnen aus Sorge vor Ansteckung verwehrt. „Keines hat einen Covid-19-Patienten von einer Intensivstation übernommen, die blieben alle dort“, sagt Susanne Kränzle. Als Vorsitzende des Hospiz- und Palliativverbands Baden-Württemberg hat sie den Überblick, sie kennt die Probleme. Weil Schutzkleidung fehlte, seien vielerorts Betten leer gestanden, die für Sterbende gebraucht worden wären. Ein unauflösliches Dilemma sei die Sache mit den Neuaufnahmen. Die müsse man wie Verdachtsfälle behandeln, das heißt zwei Wochen Quarantäne, umgeben von Pflegenden wie Astronauten verhüllt.

Es ist Mittag im Hospiz Veronika, Zeit für Spaghetti Bolognese und Beerdigungsdetails. „Ich mag es scharf“, sagt Stefania Schnitzer und pfeffert nach. Sie hat zugenommen, seit sie vor zwei Wochen eingezogen ist, sie lässt sich gerne nachschöpfen. Der katholische Pfarrer, der zusammen mit einer evangelischen Kollegin an ihrem Grab sprechen wird, setzt sich in die Runde. Sie habe alles geplant, erzählt sie – es klingt erleichtert. Eine schlichte Urne soll es sein mit drei Rosen in Lachs oder Weiß darauf, dazu Lieder von den Flippers und Zillertaler Schürzenjägern. Ihre zwei Söhne wüssten schon Bescheid.

Stefania Schnitzer ist eine, die alles gerne in die Hand nimmt, auch den Abschied. Das gibt ihr Sicherheit. Sie ist Katholikin, in Polen aufgewachsen und mit 18 Jahren zu ihrer deutschen Großmutter nach Reutlingen gezogen. Zwei Jahrzehnte arbeitete sie bei Bosch im Reinraum, „in der Chipherstellung für Panzer, Handys, Spülmaschinen“, anfangs eine der wenigen Frauen unter den vielen Männern. Mit 58 ging sie in den Vorruhestand, wenige Jahre später wurde der Hautkrebs am rechten Bein entdeckt. „Ich dachte, das ist eine Warze“, erinnert sie sich.

Die Explosion im Kopf hat alles verändert. „Das war, als ob mir jemand Nägel reinsteckt“, „ein stechender Schmerz“, beschreibt Stefania Schnitzer jenen Moment im

Januar dieses Jahres, als der Tumor ein Gefäß zum Platzen brachte. „Mir wurde schwarz vor Augen“, ihre linke Seite war gelähmt, selbst das Sprechen fiel ihr schwer. Es folgte eine Odyssee von einem Ort zum anderen. Als Notfall kam sie in die Klinik, dann zog sie für eine Woche beim jüngsten Sohn ein, nach einem weiteren Klinikaufenthalt kam sie ins Heim und dann ins Hospiz. Sie wurde operiert, um den Bluterguss im Kopf zu entfernen, sie erhielt eine Immuntherapie, mal ging es ihr besser, mal wieder schlechter.

Auf dem Balkontisch vor Stefania Schnitzers Zimmer liegen Marlboro. Eine Freundin habe die Zigaretten am Wochenende da gelassen, sie habe wieder mit dem Rauchen angefangen, warum auch nicht. Die Sterbenskranke ist froh über die Freiheiten, die ihr geblieben sind. „Hier zu sein ist wie ein Sechser im Lotto“, sagt sie und genießt den Sessel am Fenster. Sie blühe auf, könne essen, habe es geschafft, einige Schritte am Rollator zu gehen.

Was in der Klinik und im Heim strikt untersagt war, ist im Hospiz möglich: Besuch. „Wir orientieren uns nicht blind an gesetzlichen Vorgaben“, ist das Credo von Andreas Herpich, dem Leiter des Hauses und seit vielen Jahren im Palliativbereich tätig. So wird bei zwei negativen Tests auf das Coronavirus auf die zweiwöchige Quarantäne für neue Bewohner verzichtet – in Absprache mit dem Reutlinger Gesundheitsamt. „Es ist unser Ermessen, was verantwortlich ist“, sagt er und zeigt sich bei Besuchen kulant. Endlich hat Stefania Schnitzer wieder Familie und Freunde um sich. Sie hat genug von Whatsapp-Nachrichten und Videotelefonie. „Das Handy ist ein kaltes Schlüsselloch zur Welt“, sagt sie und hat sich gefreut über den Nachbarn, von dem sie es am wenigsten erwartet hätte, dass er kommt. Über die evangelische Pfarrerin, die einen Messingengel vorbeibrachte. Über den neuen Haarschnitt, den ihr eine ehrenamtliche Mitarbeiterin, die Friseurin ist, schenkte.

Nur die drei Enkel dürfen nicht rein, die Kinder könnten das ansteckende Virus einschleppen und haben weiterhin Besuchsverbot – das ist für Stefania Schnitzer schwer zu ertragen. „Ich gehöre im Hospiz zu den Privilegierten, weil ich aufstehen und am Tisch essen kann“, sagt sie. Aber wenn sie einen Wunsch frei hätte, dann würde sie Lili, Jana und Felix herholen, „ich vermisse sie so“. Sie zeigt ein Foto, auf dem sie die Blondköpfe im Arm hält, „die Fünfjährige ist ein Schlitzohr“, „Jana ist die Sensible“,

und „der Neunjährige so klug“, erzählt sie und hält das Bild wie einen Schatz in der Hand. „Vielleicht können wir zusammen Weihnachten feiern“, sie hoffe durchzuhalten bis dahin. Schon zweimal sei es knapp gewesen, aber sie sei zum Sterben noch zu jung.

Es klopft an der Zimmertür, Sohn Dennis, Maschinenbautechniker und täglich in Kontakt mit seiner Mutter, schaut nach der Arbeit vorbei. Er drückt sie liebevoll, trägt Mundschutz dabei, zu erzählen gibt es immer etwas. Die beiden trinken Kaffee, er leistet ihr beim Rauchen Gesellschaft, manchmal bringt er Wäsche oder schiebt ihren Rollstuhl in den Garten. Es habe ihm zugesetzt, dass er in der Klinik und im Pflegeheim auf Corona-Abstand bleiben musste, erzählt der 41-Jährige, unmenschlich sei das gewesen.

„Es ist die schlechteste Zeit, um krank zu sein“, sagt er traurig und war entsetzt darüber, was seine Mutter über die mangelnde Pflege im Heim erzählt hat. Kaum Zuwendung, Ameisen krabbelten durchs Bett, die Einsamkeit. „Wenn du dich beschwerst, weißt du nicht, ob das zum Nachteil der Mama ist“, hat er sich überlegt und es sein lassen. Er entschied sich, die Immuntherapie zu beenden und seine Mutter im Hospiz anzumelden. Die Therapie, bei der das Immunsystem den Tumor attackieren soll, hatte Erfolge gebracht, aber womöglich auch die Hirnblutungen mitausgelöst, so genau weiß das keiner. „Vielleicht lebt sie jetzt kürzer, aber ich kann sie jeden Tag in den Arm nehmen“, sagt Dennis Schnitzer und fragt sich, welche Entscheidung wohl richtig ist und welche falsch. Am Wochenende will er seine Mutter zum Pizzabacken mit der ganzen Familie nach Hause holen, ein paar Stunden Glück.

„Das Rauchen aufgeben – für ihre Lieben weiterleben“, steht auf der Marlboro-Schachtel, aus der sich Stefania Schnitzer ihre vierte Zigarette an diesem Tisch herausfischt. Als ob sie die Wahl hätte. Sie raucht, weil es ihr schmeckt. Die erste hat sie am Vormittag mit dem Pfarrer gepafft. Der sei geknickt gewesen, sagt die 66-Jährige, „keine Ahnung warum“. Sie habe ihn aufmuntern wollen.

Drei Menschen seien gestorben in den wenigen Wochen, die sie im Hospiz wohnt, auch ein älterer Herr im Zimmer nebenan. Stefan Braun sei bei ihm gewesen, ein Krankenpfleger, einer, der so viel Wärme ausstrahle. „Ich habe ihn gefragt, ob er auch

zu mir kommt, wenn es so weit ist.“ Sie würde es beruhigen, ihn neben sich zu wissen. Stefan Braun hat zugesagt.

Ein Gedicht für Paula

Wenn ein Mensch gestorben ist und sich niemand um die Beerdigung kümmert, übernimmt das die Stadt. Zu Besuch bei Amtsbestattungen.

Von Constantin Lummitsch, VRM, 23.11.2019

Drei Kilo wiegt der Menschenrest in der Urne, eher zweieinhalb, schätzt Alexander Alves Limbado, 48, Aufseher am Darmstädter Waldfriedhof. Er trägt zwei Urnen aus dem Verwaltungshaus, schwarze Behälter aus Maisstärke. Er teilt sich heute die Arbeit mit seinem Kollegen Horst Röpling. Alves Limbado trägt Schwarz und Schirmmütze, Röpling grüne Gärtnerhose. Röpling wird heute das Loch graben, Alves Limbado wird beerdigen. Sie tauschen regelmäßig die Rollen.

Beides ist gleich anstrengend, sagt Alves Limbado. Röpling nickt. Er ist 59 und seit 16 Jahren bei den Darmstädter Friedhöfen. Alves Limbado seit drei Jahren, vorher war er Bestatter. Sie arbeiten gerne auf dem Waldfriedhof, 33 Hektar groß, alte Bäume, Efeu, Rosenbüsche.

Wenn es nur nicht so traurig wäre, sagt Röpling. Die toten Kinder, die kleinen Särge, das macht ihm manchmal zu schaffen. Zuhause, beim Bier, redet er darüber oft mit seinem Schwiegersohn. Der arbeitet auch beim Friedhof.

Die Familie ist manchmal von unseren Friedhofsgesprächen genervt, sagt Röpling. Kann er verstehen. Der Tod ist ja nicht so leicht.

Alves Limbado bringt die Urnen zum Wagen. Ein offener Elektro-Caddy in Blau, vier Sitze und eine Ladefläche mit Plastikwanne. Da kommen Urnen, Spaten, Harke und Erdbohrer rein.

Alves Limbado schaut auf die Uhr.

Jetzt kommt keiner mehr, sagt Röpling.

Da ist ein Mensch gestorben, und niemand erscheint bei der Beerdigung, sagt Alves Limbado.

Die beiden steigen in den Elektro-Caddy. Der Motor summt leise, mit 15 Stundenkilometern rollen sie über die Wege des Waldfriedhofs. Vorbei an dicken Eichen, Grüften, Prunkgräbern. Hier liegen die Reichen und Berühmten.

Für die beiden Urnen in der Plastikwanne gibt es keinen Grabstein, nicht mal ein Kreuz. Ihr Platz ist 60 Zentimeter unter der Friedhofswiese. Wenn ein Verstorbener keine Angehörigen hat oder niemand die Kosten tragen will, muss die Kommune die Beisetzung ausrichten. Ordnungsbehördliche Bestattung oder Amtsbestattung nennt man das.

Meistens kommt keiner, sagt Alves Limbado.

Jedes Jahr werden es mehr Amtsbestattungen, sagt Röpling.

Vor fünf Jahren waren es zehn, heute ist es die Siebzehnte in diesem Jahr.

Der Caddy stoppt auf einer Wiese.

Hier sind die Urnenreihengräber, sagt Alves Limbado. Es riecht nach feuchter Erde und Kiefernnadeln.

Sie steigen aus, suchen eine Metallplatte im Gras. Jede Platte trägt eine Nummer und steht für eine Grabstelle. Hier ist es. Röpling streift sich Handschuhe über, greift sich den Spaten. Viermal sticht er in den Rasen, dann hebt er ein Viereck aus Gras und Erde heraus, legt es vorsichtig ab.

Jetzt ist der Erdbohrer dran. Wie einen meterlangen Korkenzieher dreht ihn Röpling in die Erde, drückt auf den Bohrer, kurbelt, doch der kreist auf der Stelle.

Das geht in den Rücken, sagt er. Röpling schwitzt, wird blass: Irgendwas blockiert da unten. Er zieht den Bohrer nach oben. In der Stahlspirale steckt ockerfarbene, sandige Erde. Röpling kippt sie aus dem Gerät, beugt sich über das Loch, wühlt mit den Händen. Dann ein Grinsen: Er hält einen Stein im Handschuh. Der war schuld, sagt er und bohrt weiter. Mindestens 80 Zentimeter tief muss das Loch sein, damit über der Urne 60 Zentimeter Erde liegen.

Das ist die Vorschrift, sagt Röpling.

Endlich ist das Loch ausgehoben.

Alves Limbado setzt die Schirmmütze auf, streift Lederhandschuhe über. Er holt die Urne aus der Plastikwanne, geht langsam zum Grab. Die Urne steckt in einem schwarzen Netz. Er kniet, lässt die Urne am Faden des Netzes hinab in die Erde. Er steht auf, nimmt die Mütze ab, senkt den Kopf. Ein paar Sekunden bleibt er stehen, dann wendet er sich ab.

Röpling füllt das Grabloch auf, verteilt die überschüssige Erde mit einer Harke im Gras. Das war's.

Knien und Mütze abnehmen machen die beiden, weil es ihnen wichtig ist. Sie müssten es nicht tun. Abschiedsgesten sind bei Amtsbestattungen nicht vorgesehen, erst recht keine Worte. Die Friedhofsangestellten haben nur die Urne oder den Sarg unter die Erde zu bringen.

Alves Limbado steht neben dem Caddy, er möchte rauchen. Doch das verbietet die Friedhofsordnung. Röpling setzt sich auf eine Bank. Sein Gesicht ist weiß, er schwitzt. Der Rücken schmerzt, sagt er, aber es geht gleich wieder.

Die Asche unter der Erde war mal eine Frau, geboren im Jahr 1930, gestorben und verbrannt im August 2019, beerdigt an einem Montagmorgen im Oktober. Wo wuchs sie auf, wie starb sie? Die Männer wissen es nicht.

In Portugal kenne er keine Amtsbestattungen, sagt Alves Limbado. Seine Eltern stammen von dort. Wenn jemand stirbt, kümmert sich die Familie, sagt er. Aber in Portugal gibt es ein Sterbegeld von rund 1300 Euro für die Ausrichtung einer Trauerfeier. In Deutschland hatte das Sterbegeld eine lange Tradition. Seit dem Jahr 1911 verlangte die Reichsversicherungsordnung von den Krankenkassen Zahlungen an die Hinterbliebenen. 1989 waren es 2100 D-Mark. Die rot-grüne Regierung unter Gerhard Schröder strich das Sterbegeld im Jahr 2004. Begründung: Krankenkassen und Arbeitgeber sollen entlastet werden. 800 Millionen Euro Sterbegeld mussten die gesetzlichen Krankenkassen bis dahin pro Jahr zahlen. Aktuell haben sie laut Bundesgesundheitsministerium mehr als 21 Milliarden Euro als Rücklage angehäuft.

Heute muss man selbst vorsorgen. Eine schlichte Erdbestattung kostet mit Grabstelle, Miete der Trauerhalle, Bestatter und Verwaltungsgebühren etwa 5000 Euro. Kommen Grabstein und Leichenschmaus dazu, wird es teurer. Aber es geht auch viel günstiger.

Alles, was die Verwaltung bei einer Amtsbestattung für überflüssig hält, wird eingespart. In Darmstadt auch ein Kreuz oder eine Grabplatte. Die Stadt gibt für eine Feuerbestattung durchschnittlich 2500 Euro aus:

Abholung, Einsargung, Bestattung: 757,51 Euro

Einäscherung: 392,70 Euro

Urnenbeisetzung: 300 Euro

Wiesenurnenreihengrab: 665 Euro

Nachdem die Männer die zweite Urne vergraben haben, packen sie das Werkzeug in die Plastikwanne. Aufsitzen, es geht weiter.

Röplings Rücken tut nicht mehr weh, sein Gesicht bekommt wieder Farbe.

Wenn Leute Röpling fragen, was er beruflich mache, sagt er: Mein Job bei der Stadt ist ziemlich wichtig. Ich habe 20.000 Menschen unter mir.

Die Leute gucken dann erstaunt, bis er beschreibt, was er genau macht. Dann schmunzeln sie, sagt Röpling.

Manchmal braucht man für den Beruf Humor, sagt Alves Limbado.

Sie rollen an den Kindergräbern vorbei, biegen auf den Hauptweg Richtung Verwaltung ab.

Noch sind Amtsbestattungen selten. Auch Sozialbestattungen, bei denen Angehörige die Beerdigung ausrichten, aber Unterstützung von der Kommune bekommen, sind in der Minderheit. Doch die Häufigkeit von Amtsbestattungen wird zunehmen. Im Jahr 2036 soll laut einer Bertelsmann-Studie rund ein Drittel aller alten Menschen in Deutschland von Armut bedroht sein. Zur Armut kommt die Einsamkeit: Heute lebt die Mehrheit der über 85-Jährigen isoliert oder in Heimen. Wer will heutzutage mit seinen Eltern oder Großeltern unter einem Dach leben? Wer möchte sie

pflegen und in den Tod begleiten? Das übernehmen immer häufiger Pflegedienste, das Heim und später der Hospizverein. Das Thema Sterben lässt sich outsourcen.

In 15 Jahren wird jeder fünfte Westdeutsche und jeder zehnte Ostdeutsche im Alter kinderlos sein, schätzt die Bundeszentrale für politische Bildung.

Wer wird dann um diese Menschen trauern?

Schon jetzt nimmt in Großstädten wie Frankfurt die Anzahl der Amtsbestattungen zu. 106 waren es im Jahr 2009.

2011: 83

2013: 147

2015: 154

2017: 173

Die Stadt Frankfurt bleibt jedoch nicht auf den gesamten Kosten sitzen. In rund 40 Prozent der Fälle findet die Behörde zahlungspflichtige Verwandte oder erhält Geld aus dem Nachlass der Verstorbenen.

Auch in der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden werden es mehr Amtsbestattungen, sagt Alfred-Erich Unkelbach. Er leitet hier die Ordnungsbehörde für das Leichenwesen. Seit 1974 arbeitet er für die Stadt. Ein großer stämmiger Mann mit weißem Schnauzer. Er unterscheidet drei Varianten:

Fall eins: Tote ohne Angehörige.

Fall zwei: Verwandte wollen nichts mit der Beerdigung zu tun haben.

Fall drei: Angehörige möchten sich um die Beerdigung kümmern, haben aber kein Geld. Hier hilft das Sozialamt.

Die Gewichtung ist etwa 20-40-40, Armut ist oft das Problem, sagt Unkelbach.

Am schwierigsten sind die Fälle ohne Angehörige. Das ist dann wie bei einem Puzzle, sagt er. Der Sachbearbeiter muss dann Detektiv spielen, nach Einträgen in Melderegistern und Familienbüchern suchen, um mögliche Verwandte zu finden. „Pittelarbeit“ sagt er dazu.

Gibt es keine Angehörigen, muss die Stadt die Beerdigung ausrichten. Ein Bestatter arbeitet für diese Fälle mit der Behörde zum Festpreis zusammen. Im Gegensatz zu anderen Städten zahlt Wiesbaden ein Holzkreuz mit Namen und Lebensdaten.

Ein bisschen Würde wollen wir trotzdem noch, sagt Unkelbach.

Etwa 260 Fälle prüfen die Sachbearbeiter pro Jahr, 110 davon übernimmt die Behörde. Bei den restlichen kümmern sich Angehörige oder Freunde um die Bestattung.

Er erzählt von Billigst-Gräbern im Hunsrück. Dort bietet ein Bestattungsunternehmen Wiesengräber für 200 Euro an, Rasenpflege für 15 Jahre inbegriffen. Manche senden die Urne per UPS an günstige, aber weit entfernte Friedhöfe, um Geld zu sparen.

Früher war die Bestattung eines nahestehenden Menschen Ehrensache, das ist heute nicht mehr so, sagt Unkelbach.

Auf der anderen Rheinseite liegt die Mainzer Friedhofsverwaltung. Ein Neubau neben dem Klärwerk, viel Glas, große Büros. Die zuständige Sachbearbeiterin möchte anonym bleiben. Sie recherchiert wie Unkelbachs Team nach Angehörigen von Verstorbenen. Verwandte müssen für die Beerdigungskosten aufkommen, deshalb sucht die Behörde nach ihnen. Aber auch, um mehr über den Toten zu erfahren.

Wenn wir rausbekommen, dass jemand nicht verbrannt werden wollte, setzen wir das um, sagt die Sachbearbeiterin. Auch wenn das teurer ist. 2300 Euro kostet eine Erdbestattung, 1580 Euro eine Feuerbestattung. Damit sind Grabstelle, Leichenschau und bei einer Urnenbeisetzung die Kremation bezahlt. Gebühren für den Bestattungsunternehmer kommen noch dazu.

Wenn die Sachbearbeiterin einen Angehörigen ausfindig gemacht hat, ruft sie ihn an. Manchmal waren Geschwister zerstritten, hatten jahrelang keinen Kontakt.

Von mir erfahren sie dann vom Tod des Bruders oder der Schwester, sagt sie.

Manche sagen gar nichts, legen auf.

Manche weinen.

Manche brauchen einen Tag Zeit und melden sich dann.

Manche wollen nichts von ihren toten Vätern wissen. Einer sagte mal: Schmeißt ihn doch auf den Müll, mir ist er egal.

Man braucht Fingerspitzengefühl, sagt die Sachbearbeiterin. Dazu kommen religiöse Traditionen: Gläubige Moslems und Juden lehnen es meist ab, dass man ihre Leichen verbrennt.

Wenn wir die Konfession herausfinden, informieren wir die zuständige Kirche, damit auch bei Amtsbestattungen ein Geistlicher dabei ist, sagt sie.

Und was ist mit Atheisten oder Menschen mit ungeklärter Religionszugehörigkeit?

Um die kümmern sich Günther Götz und Christopher Jones, zwei Seelsorger im Ruhestand, sagt die Sachbearbeiterin. Ehrenamtlich.

Christopher Jones ist 67 und Blues-Musiker. Er trägt eine weiße Mähne, Schnauzer und Kinnbärtchen zu abgewetzten Jeans. Er ist der Sohn eines amerikanischen Literaturwissenschaftlers und einer deutschen Schauspielerin, war Schulsprecher, Hippie, Musiker, Weltreisender, Tischler, Kellner, Tellerwäscher und Wohnungsloser, bevor er in einer New Yorker Bahnhofsmission bei einem Gottesdienst mitmachte und gläubig wurde. In Mainz studierte er katholische Theologie, arbeitete als Diakon, kümmerte sich um Obdachlose und Inhaftierte, unterrichtete Religion an Schulen, betreute Gemeinden, beerdigte Verstorbene.

Was man als Diakon eben so macht, sagt Jones.

Jetzt, im Ruhestand, kümmert er sich immer noch um Beerdigungen.

Ihn stört es, wenn ein Mensch wie ein totgefahrenes Tier verscharrt wird, ohne Trauerfeier, ohne Zeugen, ohne Abschied.

Er sitzt gerade an einem neuen Fall. Eine Frau ist gestorben, nennen wir sie Paula: 93, Altenheimbewohnerin, keine Angehörigen. Die Sachbearbeiterin von der Friedhofsverwaltung hat Jones eine Mail mit Paulas Lebensdaten geschickt: Geboren

1926 bei Magdeburg, verstorben im Oktober in Mainz. Kinderlos. Konfession: nicht bekannt. Amtsbestattung am 4. November, 11 Uhr, Waldfriedhof Mainz-Mombach.

Aber es gibt da eine Betreuerin. Sie kümmerte sich um Paula, sagt Jones. Er hat eine Mail von der Betreuerin erhalten. Er liest, dass Paula im Jahr 2012 in der Mainzer Neustadt lebte, sich noch selbst versorgen konnte. Ihr Mann war gestorben, seine Urne steht in einer Kammer des Kolumbariums, einer Urnenwand auf dem Waldfriedhof Mainz-Mombach. In seiner Kammer ist noch ein Platz frei: Dort wird Paula beigesetzt.

Sie pflegte Rituale: Mit der Nachbarin trank sie jeden Morgen einen Piccolo. Beim Einkaufen auf dem Mainzer Wochenmarkt brauchte sie manchmal Hilfe. Paula ging immer zu denselben Ständen. Sie mochte Spargel, Handkäse, warme Brezeln. Nach dem Einkauf aß sie Stachelbeertorte vom Domcafé. Sie war eine eigenwillige Dame, schreibt die Betreuerin. Paula legte großen Wert auf die Qualität ihrer Kleidung, kaufte sie nur in Fachgeschäften. In den vergangenen Jahren lebte sie in einem Altenheim. Und da ist noch ein Foto: Paula als alte Frau bei einer Senioren-Fastnachtssitzung in der Mainzer Rheingoldhalle. Sie blickt Richtung Bühne, trägt eine rosa Kette aus Plastikblumen. Die Mundwinkel zeigen nach unten, sie wirkt mürrisch, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

Das Foto, die Mails, das sind viel mehr Informationen als sonst, sagt Jones.

Vielleicht weiß die Betreuerin noch mehr. Er wählt ihre Nummer. Sie geht ran.

Er sagt, dass er ein Gedicht für Paula schreibt. Für die Beerdigung. Er fragt, ob Paula dement gewesen war, ob sie krank war, ob sie Schmerzen hatte.

Die Betreuerin weiß es nicht. Sie leitet den Betreuungsdienst, kennt Paula nur aus der Zeit um 2012. Eine andere Betreuerin besuchte Paula in den letzten Jahren.

Kommen Sie zur Beerdigung?, fragt Jones.

Die Betreuungsdienstleiterin hat Termine, doch sie will es sich überlegen. Auf jeden Fall komme jemand vom Betreuungsdienst zur Beerdigung.

Jones bedankt sich und legt auf.

Aus dem, was ihm Friedhofsverwaltung und Betreuungsdienst berichten, schreibt er ein Gedicht. Dabei hilft ihm die Wiesbadener Schriftstellerin Gisela Winterling.

Gestern Abend war die Gisela da, sagt er. Sie saßen am Küchentisch, die ausgedruckten Mails der Friedhofsverwaltung und der Betreuerin neben sich. Sie überlegten: Was war das für ein Leben? Was war Paula für ein Mensch?

Wir wissen ja eigentlich nichts. Und wir wollen ihr nichts andichten, sagt Jones.

Sie reden, dann schreiben sie gemeinsam. Immer im Wechsel notiert jeder eine Zeile. Ein Satz greift in den anderen und eine Geschichte entsteht. So machen sie es immer. Sind sie mit dem Ergebnis zufrieden, nimmt Winterling das Blatt mit nach Hause und formt aus der Rohfassung ein Gedicht. Poetry-Portrait sagen sie dazu.

Meistens geht es bei Amtsbestattungen weniger poetisch zu. Eine Pfarrerin aus Darmstadt sagt: Ich recherchiere nichts über die Verstorbenen. Ich muss nichts über den Verstorbenen wissen, Gott kennt ihn ja. Deshalb liest sie etwas aus der Bibel vor, einen Psalm oder ein Gebet. Ihr reicht das.

Für Beerdigungen sind Kirchen gut gerüstet: Die Bibel ist voller schöner, trauriger und hoffnungsvoller Geschichten. Aber Jones kann sie nicht verwenden: Seine Amtsbestattungen sind für Konfessionslose. Das Material seiner Grabrede sind die Bruchstücke eines Lebens.

Waldfriedhof Mainz-Mombach, 11 Uhr. Treffpunkt ist vor der Trauerhalle. Es nieselt, ein kühler Novembermontag. Jones kommt um die Ecke, Gitarre in der Hand. Er trägt eine schwarze Lederjacke, dunkle New Balance und einen roten Schal. Gisela Winterling begleitet ihn, auch die Betreuerin ist erschienen. Sie stellen sich unter das Dach der Trauerhalle. Die Frauen schweigen.

Noch müssen wir nicht andachtsvoll dastehen, sagt Jones, schnallt sich seinen Mundharmonikahalter um, streicht mit den Fingern über seine Gitarre, als wolle er gleich auf eine Bühne steigen. Beerdigungen machen ihn nicht mehr traurig. Bei seiner ersten, in Darmstadt war das, hatte er Muffensausen. Doch das ist wie bei einer Hebamme, für die ist eine Geburt nach dem hundertsten Mal auch was ganz Normales, sagt er.

Die Chefin konnte leider nicht kommen, wegen Terminen, sagt die Betreuerin. Sie selbst kannte Paula seit drei Jahren.

War Paula ein Pflegefall?, fragt Jones.

Nein, aber sie brauchte einen Rollator, sagt die Betreuerin.

Am Ende wollte Paula nicht mehr spazierengehen, nicht mehr essen, nicht mehr reden.

Ich kam kaum noch an sie ran, sagt die Betreuerin, ich glaube, sie wollte nicht mehr.

Nur ganz selten blühte Paula nochmal auf: Spielte Mainz 05, rollte sie rüber in den Fernsehraum des Altenheims, fieberte mit, fluchte. Wenn sie sprach, dann vom Urlaub im Allgäu, damals, als ihr Mann noch lebte. Oder von ihrer alten Heimat Magdeburg, sie wechselte dann in den Dialekt und sagte immer Machdeburch.

Wann zog sie nach Mainz? Nach dem Krieg, vorm Mauerbau?

Die Betreuerin weiß es nicht.

Es hat aufgehört zu regnen. Der Friedhofsverwalter kommt aus der Trauerhalle, stellt die Urne auf ein mit rotem Samt verhülltes Podest. Jones geht zur Urne. Die Betreuerin, der Friedhofsverwalter und Gisela Winterling blicken ihn an.

Jones spricht mit klarer, lauter Stimme, mit einer Fröhlichkeit, die wohl nur Menschen verspüren, die an ein Leben nach dem Tod glauben. Er liest ihr Geburtsdatum und ihr Todesdatum ab, nennt ihren Namen, ihre Herkunft.

Wir sind zusammenkommen, um Abschied zu nehmen, sagt Jones.

Das Gedicht trägt Gisela Winterling vor.

Für Paula, die wir nicht kannten, beginnt es. Das Gedicht erzählt von Paulas Mann, vom gemeinsamen Tanzen, vom Urlaub im Allgäu, vom Piccolo mit der Nachbarin, vom Brezelstand. 138 Wörter, wenig Adjektive, 45 Zeilen. Die ersten lauten so:

Du gehst Deinen Weg

In einer Zeit

Irgendwann, irgendwie

Ohne Kind und Kegel

Von Machedeburch nach Mainz

Danach trägt der Friedhofsangestellte die Urne zum Kolumbarium. Die anderen folgen ihm, Jones spielt im Gehen Gitarre, singt: ein irisches Tanzlied, die Dubliners bringen es häufig. Das Lied ist gleichzeitig eine Allegorie auf das Leben Christi. Ganz ohne Jesus kann es der alte Diakon nicht machen.

Im Kolumbarium stellt der Friedhofsverwalter Paulas Urne neben die ihres Ehemannes. Ein winziger verwitterter Plastikbär sitzt neben seiner Urne. Hat Paula ihn damals in das Wandgrab gelegt?

Winterling liest ein Gedicht von Mascha Kaléko vor: Die Zeit steht still. Wir sind es, die vorübergehen.

Wir wissen nicht, ob du gläubig warst, sagt Jones. Aber als Gläubiger möchte ich für dich beten, um von dir, die ich nicht kannte, Abschied zu nehmen.

Er spricht das Vaterunser.

Der Friedhofsangestellte verschließt das Urnengrab.

Die Feier ist vorbei. Bevor alle gehen, tritt Jones nochmal ans Grab, berührt mit der Hand die Steinplatte. Er murmelt etwas, man kann es nicht so genau verstehen, aber es klingt wie: Schön, dass du nicht alleine bist.

Der Ausbruch

Covid-19 fand seinen Weg auf die sensiblen Krebsstationen des UKE und tötete elf Menschen. Die Angehörigen suchen ein Leben nach dem Unglück und fordern Antworten. Was geschah in Hamburgs renommiertester Klinik? Die Rekonstruktion einer Tragödie.

Von Christoph Heinemann und Jens Meyer-Wellmann, Hamburger Abendblatt, 29.08.2020

Am Ende bleibt nichts, außer es zu akzeptieren und Frieden zu suchen. Nur wie das gehen soll, hat den Angehörigen niemand gesagt. In Büsum legt der alte Krabbenkutter MS „Hauke“ ab und fährt hinaus auf die See. Die Enkel von Niels Boldt halten die Urne in einer Kabine an Deck gegen den Wellengang fest, seine Tochter ermahnt sich zu lächeln, wie sie später erzählt. Sie trägt eine gelbe Bluse unter der Jacke. Er hat ihnen verboten, traurig zu sein. Ganz sicher würde er jetzt einen Spruch reißen und seine Augen leuchten wie die eines Teddybären. Drei Seemeilen vor der Küste lassen sie die Reste seines Lebens zu Wasser. Die Urne versinkt schnell.

In Altona wählt die Tochter von Anne-Christa Falk hastig die Nummer des Bestatters, als der Leichnam ihrer Mutter bereits auf dem Weg in das Krematorium ist. „Ist Mama schon eingeäschert worden?“, fragt sie. „Wenn nein, müssen wir es stoppen.“ Sie hat Angst, dass die Staatsanwaltschaft den Körper noch nicht obduziert hat, dass Spuren eines Verbrechens verloren gehen. „Okay, wir warten“, sagt der Bestatter. Die Tochter von Anne-Christa Falk glaubt, dass sie Gerechtigkeit wollen würde.

In Anderlingen im Kreis Rotenburg ist der Körper von Ines Brandtjen aufgebahrt. Dem Bestatter wurde „dringend empfohlen“, den Leichensack nicht zu öffnen, wegen der Ansteckungsgefahr. Für die Angehörigen fand er dennoch einen Weg. Ihre Eltern beugen sich ein letztes Mal über den Körper ihrer Tochter, sie ist blass und trägt eine Jacke, um die Wunden der Behandlung zu verbergen. Eine

Perücke sitzt da, wo ihre blonden Haare einst waren. Die Eltern fahren nach Hause, sie nehmen starke Tabletten, um einschlafen zu können.

Für sie ist es nicht vorbei. Und es sollte nicht so enden.

Die Geschichte dieser drei Menschen sollte weitergehen. Niels Boldt, 74 Jahre alt, sollte lachend mit seiner Braut in einem Cadillac durch Las Vegas fahren. Anne-Christa Falk, 83 Jahre alt, in ihrer großen Wohnung in Altona sitzen und lesen, kochen, den Abend ihres Lebens genießen. Ines Brandtjen, 21 Jahre alt, sollte weiter studieren, sich verlieben, ihren Träumen nachjagen. Es sollte keine Ermittlungen der Staatsanwaltschaft geben und keine Fragen. Vor allem keine Zweifel daran, dass es einen Ort gab, an dem alles getan wurde, diese Leben zu schützen: das renommierteste Krankenhaus Hamburgs, eines der besten der ganzen Republik.

Im UKE an der Martinistraße herrscht an einem heißen Augusttag so etwas wie der neue Normalbetrieb. Auf der Intensivstation liegen noch sechs Corona-Patienten. Ein Team aus erfahrenen Virologen testet einen Impfstoff, in der zweiten Phase, die Hoffnungen sind groß. Vor der Onkologie, dem siebenstöckigen Stolz des Klinikums, stehen Wachleute. Wer noch in die sensiblen Bereiche darf, muss durch eine Schleuse, sich mit Kittel und Maske verkleiden. Spezialfilter reinigen die Luft.

„Die haben uns gesagt, da drin könnte nicht einmal ein Brot verschimmeln“, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Eine Krankenschwester meint: „Wir müssen alle damit leben, dass es schrecklich schiefgegangen ist.“ Ein Mitarbeiter der Sozialbehörde sagt: „Mein Gott, man kann es einfach nicht begreifen.“

Der Erreger Sars-CoV-2 hat das UKE an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er fraß sich im Frühjahr durch die Onkologie, infizierte 40 Mitarbeiter und 22 Patienten. Erst mit wochenlanger Verzögerung wurde der Ausbruch bekannt, das UKE beteuerte, die Lage sei unter Kontrolle. Es versprach Transparenz, aber betonte, alles richtig gemacht zu haben. Es verschickte knappe Pressemitteilungen, als das Sterben begann. Kaum vier Sätze pro Mensch, am Ende elf Verstorbene, keine Antworten.

Wie konnte das bloß passieren?

Nach Recherchen des Hamburger Abendblatts waren die elf verstorbenen Krebspatienten keineswegs sicher dem Tod geweiht. Das Virus tötete sie, nicht der

Krebs. Das ergab die Untersuchung der Rechtsmedizin. Einen der beiden Feinde hätten sie besiegen können. Und leben. Ein paar Monate, ein Jahr, fünf Jahre, zehn Jahre, vielleicht länger.

Es ist nicht klar, ob es einen Schuldigen gibt. Vielleicht keinen, außer dem Coronavirus. Darüber sagt diese Geschichte, die sich aus den Schilderungen von Hinterbliebenen und Mitarbeitern, aus WhatsApp-Verläufen, Dokumenten, Mails und Behandlungsverläufen ergibt, viel aus – genau wie über ein Krankenhaus, zu dessen Selbstbild die Geschehnisse nicht passen. Vielleicht hätte nichts davon geschehen müssen, wenn jemand achtsamer gewesen wäre. Eine Reinigungskraft, ein Arzt, ein Patient, Wissenschaftler in einem Institut, das Gesundheitsamt. Ein Klinikum in seiner wichtigsten Stunde.

10. Januar 2020:

Ines Brandtjen ist daheim. Sie läuft durch das Haus am Rand des Dorfes und singt Lieder aus „Mary Poppins“, draußen deckt Frost die Felder. Schon im Krankenhaus hat sie ihr Zimmer zur „Fun Zone“ erklärt. Zu Hause gibt es für sie keinen nächsten Block der Chemotherapie, keine Leukozyten, keinen verdammten Krebs.

Sie war gerade nach Bonn gezogen, zum Studieren, als sie es feststellten. Ines Brandtjen fühlte sich erkältet. „Kein Wunder“, sagte ihre Mutter. Ines Brandtjen ist amtierende Jungschützenkönigin im Dorf, bei einer Feier kurz zuvor trug sie nur einen knappen Rock.

Dann brach sie plötzlich zusammen, an einer Bushaltestelle.

„Ich habe mich nur hinsetzen müssen“, sagte sie. Ihre Mutter, eine Frau von trockener Klugheit, sagt: „Sie sieht sich nie so krank, wie sie ist.“

Als die Diagnose kam, tippte Ines Brandtjen „aggressive lymphatische Leukämie“ in ihren Laptop. Eine Art von Kinderkrebs, sehr gut behandelbar, stand da. Schon klickte sie das Fenster weg. „Das stehe ich durch.“

Die Mutter und ihre Tochter reden noch oft über Tansania, da waren sie wenige Wochen vor der Diagnose, es war Ines' Idee, die Mutter hat danach ein Savannenbild in das gelb gestrichene Wohnzimmer gehängt. Zu Hause reden sie plattdütsch miteinander.

Ines backt, große Torten, manchmal dauert es den ganzen Tag. Ihre Eltern essen und freuen sich, dass sie da ist. Wenn die Werte stimmen, muss sie wieder ins UKE. „Vollständige Heilung", das hat der Arzt gesagt. Das ist das Ziel.

19. Januar:

Eigentlich passt ihm die Transplantation gerade gar nicht. Niels Boldt hat die Flüge gebucht, im Juni soll es losgehen, Las Vegas, ein Elvis-Imitator, noch einmal Ja sagen. Seine Frau hält es nun schon 50 Jahre mit ihm aus, zwei wie Feuer und Wasser, sie ruhig, er immer mit Hummeln im Hintern. Manchmal übertreibt er es, wie auf dem Foto neulich, als er so tat, als wolle er ihr an die Brust fassen, und dabei bübisch grinste.

„Jeder Tag war schöner als der andere, wirklich", sagt seine Frau später und reibt ihren Ehering. Seit sie damals, vor fast genau 50 Jahren, ihm bei einer Gartenparty die Erdnüsse reichte. „Er war so ein Typ, ne. Er hätte gleich überall mit mir hingehen können."

Niels Boldt liegt in seinem Bett auf Station C6A, Stammzellentherapie. „Ja Mensch, das ist ja nicht so doll", hat er gesagt, als die Diagnose kam. Aber er hat den Krebs schon einmal besiegt, vor 15 Jahren. Wenn die Schwestern kommen, begrüßt er sie mit einem Spruch. „Mensch, der hat immer so gute Laune", sagt eine von ihnen.

25. Januar:

Die Berichte aus China sind schlimm. Das neuartige Coronavirus breitet sich dort rasant aus, das UKE berät sich im Netzwerk internationaler Spitzenkliniken. Das Erbgut des Virus wird entschlüsselt. Die Suche nach möglichen Medikamenten und Impfstoffen beginnt. Ein offenes Feld.

30. Januar:

Ein Anruf kam, es war wieder ein Bett frei. Der nächste Block der Chemotherapie. Das Präparat bombardiert den Körper samt den Krebszellen, danach muss er sich erholen. Bei jungen Menschen geht das schnell.

Ines Brandtjen hat einen sogenannten 41-Wochen-Plan erhalten, für ihre gesamte Behandlung. Mehr als die Hälfte ist bereits geschafft.

8. Februar:

Anne-Christa Falk hat auf einmal Mühe, aus dem Stuhl zu kommen. Sie ist eine stolze Dame, lange Chefsekretärin gewesen bei der Dresdner Bank, zwei Kinder großgezogen. Sie hat einen Kleingarten an der Elbgaustraße, ist gern draußen, geht ins Theater, einkaufen in ihrem Altona und mit den Händlern schnacken. Doch jetzt geht es kaum noch. Alles schmerzt.

„Muttern, wir müssen das abklären lassen“, sagt ihre Tochter. Auch ihr Sohn ist häufig da, selbst ein gestandener Mann mit lederner Haut, aber sanft, wenn er mit ihr spricht. Anne-Christa Falk möchte nicht ständig zum Arzt. Sie war schon einmal schwer krank, Brustkrebs, eine Seite mussten sie amputieren. „Machen Sie das, mein Mann sucht sich eh keine Neue mehr“, hat sie gesagt.

21. Februar:

Über einen Venenzugang erhält Niels Boldt die Stammzellen, den Spender kennt er nicht. Die Familie ist dabei, als das neue Blut durch den Schlauch läuft. Die Tochter

macht ein Selfie, und Niels Boldt reckt den Daumen nach oben, er lacht. Die nächsten zehn Tage, sagen die Ärzte, sind die kritischsten.

Seine Enkel wären zu gerne dabei, aber kleine Kinder sind auf der sensiblen Station verboten. Niels Boldt zieht sie an wie ein Magnet, weil er nicht wie die Erwachsenen ist, sondern wie sie selbst. Wenn sie ihn in der Firma besucht haben, ist er mit ihnen durch große Kartons gekrabbelt. Zu Weihnachten stand er auf einmal da mit einer täuschend echten weißen Eule, wie aus „Harry Potter“, der Rest war Gekreisch. Niels Boldt hat beruflich etwas zurückgeschaltet, er ging Golf spielen, aber hat es bald wieder sein lassen. „Ihm passten die alten Männer nicht“, sagt seine Frau.

Niels Boldt liegt auf der Station C6B, der Isolationsschutzstation, es ist der Hochsicherheitstrakt des UKE. Unterdruckschleuse, Schutzkleidung an, nichts geht unverpackt rein oder raus. Die neuen Stammzellen müssen anwachsen. Seine Enkel werden Niels Boldt nie mehr sehen.

24. Februar:

Bei einer Pressekonferenz warnt Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) deutlich davor, dass sich das Virus auch hierzulande ausbreiten könne. „Durch die Lage in Italien ändert sich auch unsere Einschätzung der Lage: Corona ist als Pandemie in Europa angekommen.“

26. Februar:

Ines Brandtjen hat noch ein paar Tage Pause vor dem nächsten großen Block. Sie hat angefangen, wieder ein Tagebuch zu führen. Auf zwei Seiten schreibt sie eine „Bucket List“, mit allem, was sie noch erleben will. „Mich verlieben“, steht da, „Kinder bekommen“, „ohne Aufregung vor Leuten sprechen können“, „Spanien auschecken“. Sie hat sich eine Sprach-App heruntergeladen und büffelt schon Vokabeln.

27. Februar:

Niels Boldt wird auf die Intensivstation verlegt. Er hat eine Lungenentzündung, einen Keimbefall und eine Sepsis. „So etwas gehört leider zum Alltag, bei allen Vorsichtsmaßnahmen“, sagen Schwestern. Die Familie eilt zu ihm, sie sind sehr in Sorge. Bereits eine der Erkrankungen ist nach einer Stammzellentransplantation bedrohlich.

28. Februar:

In der Kinderklinik des UKE hat ein Arzt seinen Dienst abgebrochen, er fühlte sich krank. Kurz zuvor war er mit seiner Frau in Italien gewesen. Am Abend gibt die Gesundheitsbehörde bekannt, dass er der erste positive Corona-Fall in Hamburg ist. Das Klinikum gründet eine „Task Force“, darin auch die Leitung der Krankenhaushygiene.

Es wird ein Schlachtplan entworfen, für Schutzkleidung, neue Hygienemaßnahmen. Es gibt feste Verhaltensregeln für Mitarbeiter, auch für direkten Kontakt mit Infizierten, nach einem Kategoriensystem.

1. März:

Es gibt seit dem Vortag einen zweiten Corona-Fall in Hamburg. Vor dem UKE-Haupteingang stehen Kamerateams. Das Klinikum ist erster Schauplatz und Speerspitze im Kampf gegen die Pandemie. Niels Boldt wurde wieder auf die Station C6B verlegt. Sein Zustand ist stabil, die neuen Stammzellen wachsen. Er schläft jedoch tief, tagelang durch.

2. März:

Ihre Eltern bringen Ines Brandtjen zur nächsten Behandlungsphase ins UKE. Sie müssen jetzt durchgängig Masken tragen, die Hände desinfizieren. Das geht nicht

immer auf Anhieb. Einige Spender sind schon leer. Andere fehlen ganz, wurden von Dieben abgeschraubt.

3. März:

Die Blutwerte von Anne-Christa Falk sind schlecht. Ihre Kinder wollen sofort mit ihr ins Krankenhaus. Sie packen einen Koffer zusammen, darin ein Bild von ihrem Ehemann, der schon 2015 verstarb. Anne-Christa Falk trägt seitdem beide Eheringe am Finger.

In der Diele ihrer Wohnung in Altona bleibt sie stehen. „Wisst ihr, es kann sein, dass ich sehr krank bin. Dass ich es nicht schaffe.“ Sie hat keine Angst, aber hat im Leben gelernt, sich nichts vorzumachen. Ihrer Kinder wollen erst hören, was die Untersuchung ergibt.

7. März:

Bei der Tochter von Niels Boldt klingelt plötzlich das Handy. „Hallo, hier ist Papa!“, sagt ihr Vater. Wann kommen sie ihn wieder besuchen? Seine Tochter denkt: „Hui, da ist er wieder.“ Die Pflegerinnen freuen sich, wieder mit ihm flachsen zu können. Eine sagt zu seiner Tochter: „Da streitet man sich fast ein bisschen drum, wer ihn betreuen darf.“

8. März:

Anne-Christa Falk liegt in Zimmer 522 der Station C5B. Die Werte sind schon nach wenigen Tagen stark verbessert, Blutkrebs wurde ausgeschlossen. Aber die Lymphknoten sind befallen.

Der Chefarzt nimmt ihren Kindern dennoch die größte Angst. „Sie wird daran nicht sterben“, sagt er. Und sie müsse nicht im Krankenhaus bleiben. Nach einer Operation und leichter Chemotherapie sei ambulante Therapie das Mittel der Wahl. Es spreche nichts dagegen, dass sie noch Jahre lebe.

9. März:

Zum letzten Mal für zwei Monate ist die Zahl der Corona-Neuinfektionen an einem Tag in Hamburg einstellig, es beginnt ein rasanter Anstieg.

10. März:

Ein guter Freund von Niels Boldt meldet sich am Nachmittag zum Besuch auf der Station C6B, passiert die Unterdruckschleuse und zieht seinen Schutzanzug über. Er setzt sich mit Abstand zu Niels Boldt auf einen Stuhl, sie schnacken.

Dann klopft es an der Tür, eine der Reinigungskräfte kommt herein. Sie wechsle nun auf eine andere Station, sagt sie. Ihre Dienstkleidung hat sie schon abgelegt, auch den Mundschutz und die Handschuhe. Niels Boldt kommt ihr zwei Schritte entgegen, dann umarmen sie sich. Der Freund ist verdutzt, Niels Boldt habe es lachend heruntergespielt, so erzählt er die Szene später.

12. März:

Im Senatsgehege des Hamburger Rathauses fällt der erste folgenschwere Beschluss der Krise. Großveranstaltungen sind ab sofort verboten. Die Zahl der täglichen Neuinfektionen liegt mit 19 auf dem bisherigen Höchststand.

13. März:

Ines Brandtjen hat einen Tagesurlaub. Sie fährt mit ihrer Cousine an den Silbersee in Wehdel. Es geht ihr gut. Die Chemotherapie macht sie weniger müde.

Der Senat beschließt, Schulen und Kitas zu schließen. Die Zahl der Neuinfektionen liegt bei 43. „Es geht darum, jeden Kollateralschaden zu vermeiden“, sagt Bürgermeister Peter Tschentscher.

Das UKE hat einen Corona-Newsletter an die Belegschaft aufgesetzt. Die Leitung appelliert, „weiterhin Ruhe zu bewahren“. Eine Testung aller Mitarbeiter sei „nicht sinnvoll“. Ein Abstrich werde nur bei starken Symptomen oder nach Reisen in Risikogebiete genommen. „Wenn Sie (...) nur leichte Kopf- oder Halsschmerzen haben, müssen die Kolleginnen und Kollegen in der Ambulanz leider eine Testung ablehnen.“ Zur Frage, ob alle Mitarbeiter eine Maske tragen sollten, lautete die Antwort schon zuvor: Nein, für die Wirksamkeit gebe es „keine hinreichenden Belege“.

Die Ärzte im UKE befürchten auch eine Überreaktion in der Bevölkerung. Wenn sie aus Sorge vor Corona nicht mehr zu dringend nötigen Behandlungen ins Krankenhaus kämen, wäre das fatal.

15. März:

Die Tochter von Anne-Christa Falk ist zum letzten Mal zu Besuch auf Station C5B. „Was macht die Außenwelt?“, fragt ihre Mutter immer. Sie sprechen über den Wahnsinn, der sich draußen entfaltet. Anne-Christa Falk sagt: „Ich habe keine Angst vor Corona.“ Der Betrieb auf der Station läuft nach dem Eindruck ihrer Tochter unverändert.

Auf der anderen Seite des Stockwerks, in C5A, schickt Ines Brandtjen einer Freundin eine Sprachnachricht per WhatsApp. Sie sagt, wenn sie sich anstecken würde, könnte sie wohl sterben. „Keine Ahnung, aber ich gehe nicht davon aus, dass wir jetzt Corona bekommen. Wenn du isoliert bist … Da kannst du auch darüber nachdenken, von einem Meteorit getroffen zu werden.“

Der Senat verbietet alle Versammlungen, lässt Kinos, Museen, Fitnessstudios und Schwimmbäder schließen.

16. März:

Im „Onkotower“ des UKE gibt es drei Aufzüge und auf jedem Stockwerk einen gemeinsamen Raum für die Mitarbeiter beider Stationen. Die Klinik hat dafür strenge

Auflagen erlassen, mit Abstandsregeln und maximaler Personenzahl. Ob sich daran gehalten wurde, wird später kaum nachzuvollziehen sein.

In den Pausen reden die Schwestern über Corona, einige können nicht recht verstehen, warum weder Patienten noch Mitarbeiter regelhaft getestet werden. „Sollte man nicht meinen, wir sitzen direkt an der Quelle?“, sagt eine von ihnen. Sie sagt aber auch, das UKE sei ein „großer Tanker“. Viele der Chefärzte bekäme man als kleines Licht praktisch nicht zu Gesicht, genauso wie die Task Force. „Manchmal ist es dann Zufall, wann ein Problem das richtige Gremium erreicht.“

Fast der gesamte Einzelhandel wird geschlossen.

17. März:

In einem Zimmer im fünften Stock der Onkologie hustet ein junger Patient und hat Fieber. Das gehört zum Alltag auf der Krebsstation, zu empfindlich sind hier die Kranken. Aber in diesem Fall kommt schnell ein Verdacht auf. Der Mann ist erst vor Kurzem aufgenommen worden. Auch sein Zimmergenosse zeigt Symptome. Es werden Abstriche genommen.

Der Sohn von Anne-Christa Falk besucht seine Mutter. Als er das Zimmer verlässt, um das Wasser für die Blumen auszutauschen, spricht ihn ein Pfleger an. „Bitte verlassen Sie umgehend die Station.“ Der Angehörige versteht nicht warum, aber mehr wird ihm nicht gesagt. Er sieht seine Mutter nie wieder.

Im Hamburger Rathaus sagt Bürgermeister Tschentscher, es sei „notwendig“, viele Corona-Erkrankungsfälle zu haben. So könnte sich das Immunsystem der Hamburger „gegen das Virus aufstellen“. Der studierte Labormediziner arbeitete einst selbst im UKE.

18. März:

Ines Brandtjen hat eine neue Freundin gefunden: Babette Grosch, eine elegante Dame Anfang 60, durch ihren Weinladen ist sie in Hamburg-Ottensen eine kleine Berühmtheit. Sie kommen auf dem langen Flur der Station C5A ins Gespräch, den die

Patienten als Laufstrecke nehmen, um in Bewegung zu bleiben. „Ines hat eine Art, einem zu helfen, sie plaudert da einfach drauflos und verbreitet gute Laune“, sagt Grosch später. Es ist das, was man am dringendsten brauche, als Patient auf einer Krebsstation.

Als beide am Abend in ihren Zimmern sind, kommen noch Schwestern herein. Sie nehmen einen Corona-Abstrich. Und einen zweiten. Ob es einen konkreten Anlass gebe, sagen sie nicht. Dass der Befund bei den beiden Männern im selben Stockwerk positiv war, auch nicht.

19. März:

Lockdown. Besuch ist nach städtischer Verfügung ab sofort verboten. In der Onkologie klingelt das Telefon ständig, die Angehörigen haben viele Fragen. Die Tochter von Niels Boldt sagt, sie verstehe das nicht, Handwerker, Postboten und ein Haufen anderer Leute würden doch noch aus- und eingehen. Sie würde sich auch testen lassen. Sie kommt nach ihrem Vater, der ihr seit Kindestagen immer sagt: „Kann ich nicht gibt es nicht – und will ich nicht will ich nicht hören.“

Auf der Station C5A herrscht Aufregung. Auch bei zwei Mitarbeitern der Onkologie ist der Test positiv ausgefallen. Das UKE teilt die Fälle dem Gesundheitsamt mit, jeweils einzeln und nach dem Wohnort des Patienten. Das Gesundheitsamt Nord, im Falle eines Ausbruchs zuständig, erfährt nichts.

Ein Teil der Belegschaft wird ausgetauscht. „Die machen einen ängstlichen Eindruck“, notiert Babette Grosch. Ines Brandtjen schreibt in ihr Tagebuch: „Wenig schöner Tag heute. Alle sind super sensibel wegen – ich mag es kaum aussprechen – Corona. Dessen Name man nicht aussprechen darf.“ Es hat sich herumgesprochen, dass es positive Tests gab.

20. März:

Ein krebskranker Patient liegt auf der Station für Privatpatienten und schläft mit einem Schal vor dem Gesicht. Am Tage läuft er mit seinem Infusionstropf so viel es

geht über die Station, er will keine Sekunde länger im Zimmer liegen als nötig. Er hat Sorge, dass sein ständig hustender Nachbar – oder jemand anderes auf der Station – Corona hat. Er hat die Schwestern gefragt, ob er nicht getestet werde. „Wenn Sie Symptome zeigen, werden wir schon einen Abstrich nehmen“, hätten sie ihn abgekanzelt, berichtet der Mann später.

Das Robert-Koch-Institut (RKI) schreibt an diesem Tag auf seiner Website, die Inkubationszeit des neuartigen Coronavirus liege „im Mittel bei 5–6 Tagen“. Eine Ansteckung erfolge „im Allgemeinen“ erst nach Auftreten der Symptome. Das stimmt nicht. Schon Anfang März war in einer Studie von früherer Übertragung die Rede. „Der Fakt, dass asymptomatische Personen potenzielle Quellen für 2019-nCov-Infektionen sind, könnte eine Neubewertung der Übertragungsdynamik rechtfertigen“, schreiben deutsche Wissenschaftler im „New England Journal of Medicine“. Zu den Autoren gehört auch der Berliner Virologe Christian Drosten.

Das UKE meldet der zuständigen Wissenschaftsbehörde die Infektionsfälle in der Onkologie. Von einem möglichen Ausbruch ist nicht die Rede. Es gibt auch keine weiteren Rückfragen dazu.

21. März:

Die Tochter von Anne-Christa Falk ruft mehrfach im Schwesternzimmer an. Sie erreicht ihre Mutter nicht mehr. Diese wurde verlegt, in das Bett am Fenster ihres Zimmers. Die Pflegerin bringt das Diensttelefon hinüber. „Wir können dich leider nicht mehr besuchen, Mama“, sagt die Tochter. „Das ist schade“, sagt Anne-Christa Falk und schweigt einen Moment. Das Gespräch ist kurz.

Die leichte Chemotherapie habe sie gut überstanden, sagt die Schwester noch. „Heute morgen hat sie nicht so gut gegessen“, das werde man im Blick behalten. Von Coronafällen sagt sie nichts.

22. März:

Ines Brandtjen sagt ihren Eltern am Telefon, die Lage sei ruhig. In ihr Notizbuch schreibt sie: „Hallo Tagebuch, wie geht's? Mir geht's ok. Ich fange nicht instantly an zu weinen. Heute X-Faktor angucken, eventuell mit Mirko skypen, Harry Potter gucken, singen. Nicht vergessen: We are all equal! LG, Ines."

Auch private Feierlichkeiten sind jetzt verboten.

23. März:

Das UKE veranlasst, dass alle Patienten bei der Aufnahme in der Onkologie auf Covid-19 getestet werden. Dabei sind Test-Kits in der ganzen Stadt spärlich. Allein bei der Hotline 116 117 gehen pro Tag bis zu 20.000 Anrufe ein. Es wird zwei Tage dauern, bis die regelhafte Testung im UKE funktioniert. Die Mitarbeiter werden nicht routinemäßig getestet. Die Kosten dafür will der Staat auch nicht übernehmen. Alle Mitarbeiter müssen jetzt doch einen Mund-Nase-Schutz in klinischen Bereichen tragen.

24. März:

Mariam S.* sorgt für Sauberkeit in der Onkologie, aber ist offiziell beim Subunternehmen KSE angestellt. Die Reinigungskräfte werden dort nach gesetzlichem Mindestlohn bezahlt, aber Pfleger meinen, sie seien trotzdem arm dran. Einer sagt: „Und abends müssen zwei kleine Damen allein alles durchfeudeln." Eine Kollegin meint: „Die wechseln oft täglich die Stationen." Weder das UKE noch der Senat dementieren das später. „Die Wechselintervalle des Reinigungspersonals sind abhängig vom jeweiligen Einsatzort", heißt es.

Alle Gesichter könne man sich im UKE ohnehin nicht merken, sagen Mitarbeiter. Da sind Ärzte, Pfleger, Psychologen, Physiotherapeuten, Handwerker, Freiwillige. Manchmal trifft man sich im Fahrstuhl oder den Pausenräumen.

Mit 248 Neuinfektionen meldet Hamburg die bis heute höchste Zahl von Neuinfektionen an einem Tag. Die Stadt ist ein bundesweiter Corona-Hotspot.

26. März:

Niels Boldt macht sich fit, die Angeschlagenheit stört ihn. Mit dem Gehwagen startet er kleine Ausflüge über den Flur der Station C6B. Er will nach Hause, so schnell es geht. Seine Tochter ist zurückhaltend. Zuletzt wurden 207 neue Infektionen in Hamburg an einem einzigen Tag gemeldet. „Wenn du irgendwo sicher bist, dann im UKE“, sagt sie. Später am Tag wird ein Corona-Test gemacht. Er ist negativ. Von dem Geschehen auf der Station im Stockwerk unter ihm wissen Boldt und seine Familie nichts.

Die Schulschließungen werden bis 19. April verlängert. Bürgermeister Tschentscher entwickelt sich zu einem der vorsichtigsten Ministerpräsidenten.

Der enorme Verbrauch an Masken bereitet der UKE-Klinikleitung Sorge. Die Mitarbeiter werden ermahnt, sie nur „in den klinischen Bereichen zu tragen, nicht darüber hinaus“.

27. März:

Jeden Tag um 14 Uhr haben Ines Brandtjen und Babette Grosch ein Date. Sie treffen sich im Gemeinschaftsraum, dann spielen sie Schach und reden dabei, mehr über das Leben als die Krankheit. Manchmal gehen sie auch in die Sport- und Musikräume am Eingang der Station, strampeln auf einem Ergometer und singen, etwa „Bohemian Rhapsody“ von Queen.

Einmal kommt eine Schwester; sie denkt, es ist etwas Schlimmes passiert, und die Frauen lachen Tränen.

28. März:

Die Kinder von Anne-Christa Falk haben eine Arbeitsteilung. Der Sohn ruft sie täglich an, redet mit den Schwestern, die Tochter sucht einen Platz in der Kurzzeitpflege am Telefon. „Wir haben Aufnahmestopp“, hört sie von mehreren Einrichtungen. Dann findet sie doch in einer schönen Einrichtung an der Elbchaussee

einen Platz für ihre Mutter. Es wird ein negativer Corona-Test bei der Aufnahme verlangt. Aber in gut einer Woche, am 6. April, soll es so weit sein.

30. März:

Niels Boldt macht Fortschritte. Er ruft die PR-Agentin seiner Kosmetikfirma in Schenefeld an, sagt: „Du, ich habe schon 100 Meter mit dem Rolli geschafft! Mich ärgert das ja, aber es läuft.“ Die Familie hat ausgedruckte Bilder von sich beim UKE abgegeben, die Pfleger sie dann liebevoll im Zimmer von Niels Boldt auf einer Leine aufgehängt. Seine Enkeltöchter fragen ständig nach ihm.

31. März:

Babette Grosch hat schon seit Tagen starken Husten. Das könne an der Chemotherapie liegen, sagen die Pfleger. Sie macht sich keine Sorgen, aber die tägliche Schachrunde fällt aus. Als eine Freundin am Telefon sagt, dass sie doch hoffentlich kein Corona habe, sagt Babette Grosch im Scherz: „Du alte Hunke, nun mach mir mal keine Angst.“

1. April:

Der Ältere der beiden Zimmergenossen, die am 18. März positiv getestet worden sind, ist verstorben. Der Todesfall wird erst vier Monate später auf Anfrage des Abendblatts bekannt. Es habe damals und heute keinen Beleg für ein Zusammenhang zum späteren Geschehen gegeben, wird es dann heißen.

2. April:

Um 11.02 Uhr ruft eine Gesundheitsschwester die Tochter von Niels Boldt an und hinterlässt eine Nachricht. „Es geht ein bisschen schon um die Entlassungsplanung und die Frage, ob Sie Hilfsmittel benötigen, beispielsweise einen

Rollator. Da würde ich gern mit Ihnen sprechen.“ Der Patient wurde für die Nachsorge schon auf Station C6A verlegt.

Anton B.* leistet wie jeden Tag engagiert seinen Freiwilligendienst, hilft den Schwestern beim Bettenmachen und der Essensausgabe. Die Corona-Pandemie macht ihm Sorgen, er versucht sich so vernünftig zu verhalten, wie es geht. Er trifft keine Freunde mehr und besucht nicht seine Eltern. Es geht ihm gut an diesem Tag, zumindest fällt niemandem etwas anderes auf.

Babette Grosch hat Mühe, Luft zu bekommen, ihre Lunge rasselt. Sie hofft, dass es sich bald wieder legt.

3. April:

Der Block ist geschafft, Ines Brandtjen wird entlassen. Es soll eine kurze Verschnaufpause geben vor der Zielgeraden, die Krebszellen in ihrem Blut sind bereits seit Längerem unter der Nachweisbarkeitsgrenze. In sechs Wochen, so der Plan, wird die Chemotherapie beendet sein. Noch anderthalb Jahre wird Ines Brandtjen dann Medikamente nehmen müssen, zur Kontrolle gehen, aber sie wird geheilt sein. Am späten Vormittag kommt sie zu Hause an. Es ist, als wäre sie nie weg gewesen.

Der Freiwillige Anton B. ist nicht zur Arbeit erschienen. Ihm geht es elend. Er ruft an, schildert seine Symptome, die Vorahnung ist sofort da. Er soll umgehend auf Corona getestet werden.

4. April:

In der ARD-„Tagesschau“ sprechen sich renommierte Virologen dafür aus, mehr Corona-Infektionen zuzulassen. Sie propagieren das Ziel einer Herdenimmunität. Der UKE-Professor Ansgar Lohse, Leiter des Instituts für Innere Medizin und der Infektiologie, fordert eine schnelle Öffnung der Kitas. „Wir können es nicht vermeiden, dass Kinder und Jugendliche das Virus sehen werden.“

5. April:

Anton B. hat Corona, das haben zwei Tests bestätigt. An diesem Sonntag schaltet das UKE in den Krisenmodus. Zunächst werden alle Patienten und Mitarbeiter auf den Stationen C5A und C5B getestet und die Abstriche analysiert.

Bei Anne-Christa Falk ist das Ergebnis „schwammig“, wie ein Arzt ihrer Tochter am Nachmittag sagt.

Babette Grosch wartet in ihrem Zimmer, bis um 23 Uhr die Pfleger reinkommen. Der Test war positiv, sagen sie. Sie setzen der Frau eine Schutzmaske auf, wickeln einen Plastiküberzug über das Bett und schieben es samt der Frau aus dem Zimmer. Die Station 4A ist das Ziel. Dort wurde eilig eine spezielle Quarantänestation eingerichtet. Auch bei sechs weiteren Patienten hat sich der Verdacht bereits bestätigt.

Noch bei ihrer Aufnahme sagt Babette Grosch den Ärzten, dass Ines Brandtjen so schnell wie möglich benachrichtigt und getestet werden müsse. Das sei Sache des Gesundheitsamtes, ist die Antwort.

6. April:

Das UKE informiert das Gesundheitsamt Nord per Fax über die bestätigten Fälle. Alle Schritte nach Protokoll seien eingeleitet worden, betont das UKE später. Auch im sechsten Stock der Onkologie, wo Niels Boldt liegt, wird getestet.

Die Tochter von Anne-Christa Falk ruft das Heim an der Elbchaussee an, in das ihre Mutter ursprünglich an diesem Tag verlegt werden sollte. „Wir müssen alles erst mal verschieben.“ Ihr Sohn versucht, einen Arzt an das Telefon zu kriegen. Es dauert bis zum Nachmittag. Dann erfährt er das Ergebnis, sie ist infiziert. „Einen Ausbruch haben die aber nicht erwähnt, gar nichts“, sagt er später.

Das Gesundheitsamt erhält eine knappe tabellarische Übersicht der Betroffenen. Die Faxe mit den Einzeldaten müssen gescannt und in das IT-System eingespielt werden. Die Mitarbeiter sind selbst am Limit, vieles wird handschriftlich notiert. Die nächsten Tage werden sie beschäftigt sein, immer weitere Abfragen an das UKE zu stellen, um ein vollständiges Bild der Lage zu gewinnen.

Unter den Infizierten ist auch Mariam S. – sie war einem Arzt aufgefallen, weil sie schweißnass und mit glasigen Augen noch auf Station geputzt hatte. Sie soll befürchtet haben, sonst ihren Job zu verlieren. Später wird gegen sie eine Strafanzeige erstattet – wegen versuchten Mordes. Das UKE wird erklären, alle Mitarbeiter mit ausreichend Schutzkleidung versorgt und sie geschult zu haben. Beim Reinigungspersonal habe die Tochterfirma KSE auch sprachlichen Defiziten „durch zusätzliche Maßnahmen“ Rechnung getragen.

7. April:

Die Tochter von Niels Boldt will mit einem Arzt über das allgemeine Befinden ihres Vaters sprechen. Sie wird von einer Schwester vertröstet.

Am Mittag erreicht sie eine gestresste Ärztin. Diese windet sich, sagt schließlich, es habe sich „ein neuer Sachverhalt ergeben“. Niels Boldt sei an Covid-19 erkrankt. „Wie bitte?“, fragt die Tochter von Niels Boldt zurück. Sie ist sofort besorgt, vor allem wütend. Wie kann das sein? Das könne man nicht sagen, meint die Medizinerin, aber ihr Vater zeige keinerlei Symptome.

„Corona, sag mal, was bedeutet das denn jetzt?“, sagt Niels Boldt zu seiner Tochter, als sie kurz darauf telefonieren. „Gar nichts“, sagt seine Tochter. Das stehen wir jetzt auch noch durch.“

Es werden weitere Patienten auf die Covid-Isolierstation verlegt. Anne-Christa Falk zeigt keine Symptome, sagen die Ärzte ihren Kindern. Es gehe ihr gut.

Erreichen können sie sich nicht. Das Telefon an ihrem Bett funktioniert nicht.

8. April:

In Form mehrerer Listen teilt das UKE dem Gesundheitsamt die wachsende Zahl von Betroffenen mit. Es müssen Kontaktpersonen ermittelt, benachrichtigt und getestet sowie mögliche weitere Infektionsketten gekappt werden. Aber das Gesundheitsamt Nord benötigt weitere Daten und Unterlagen. Es hat weder die Gesundheitsbehörde noch den Senat bislang informiert.

Die Deutsche Post bringt einen Brief für Anne-Christa Falk zu ihrer Wohnung. Das Gesundheitsamt Altona teilt mit, dass sie positiv auf Corona getestet worden ist – und sich in häusliche Quarantäne zu begeben habe. Ihre Tochter ist irritiert, als sie das Schreiben findet. Ihre Mutter ist weiter nicht erreichbar.

Babette Grosch hat immer größere Probleme beim Atmen, die Werte sinken. Ines Brandtjen hat niemand Bescheid gegeben. Sie fährt zur Kontrolle beim Hausarzt und genießt das Wetter, es sind 22 Grad.

Im UKE treten am Nachmittag die Wissenschaftssenatorin Katharina Fegebank und die Virologin Marylyn Addo vor die Presse. Addo sagt, die Lage im UKE sei „stabil, kontrolliert und ruhig“. Fegebank lobt das Klinikum als herausragend im Kampf gegen die Pandemie. Institutsleiter Lohse hat erneut die Öffnung von Schulen und Kitas gefordert.

9. April:

Anne-Christa Falk zeigt weiter keine Symptome, aber ihr steckt die Chemotherapie in den Knochen. Ihre Kinder glauben, dass es ihr besser gehen würde, könnten sie bei ihr sein.

Die Tochter von Niels Boldt sagt ihrem Vater am Telefon: „Du hast da ja ein echtes Ferrari-Team um dich rum, das wird schon wieder.“ Er antwortet: „Ich stecke doch jetzt nicht den Kopf in den Sand.“ Er fühlt sich gut und vertreibt sich die Zeit mit seinem iPad.

Weil noch eine Kontrolle für den Leberwert Antithrombin-III fehlt, fährt Ines Brandtjen mit ihren Eltern in die UKE-Krebsambulanz. Ein Arzt erwähnt nebenbei etwas von Coronafällen in der Onkologie, aber er wisse nichts Genaues.

10. April:

Karfreitag. Unangekündigt erscheint ein Mitarbeiter des Gesundheitsamtes zur Kontrolle im UKE. Alle Standards werden eingehalten, die Patienten sind isoliert, die betroffenen Mitarbeiter in häuslicher Quarantäne.

Ines Brandtjen malt mit einer Freundin zu Hause Ostereier an, sie tragen beide einen Mundschutz und sitzen weit auseinander. Zwischendurch greift die 21-Jährige zum Handy. Per Whats-App fragt sie Babette Grosch, ob sie mehr zu den Corona-Infektionen wisse.

Babette Grosch: „Das stimmt, ich liege auf der Intensiv mit 2 Herren.“ Aber es ginge ihr besser, bald habe sie es geschafft. Ob man sie nicht informiert habe. Ines Brandtjen verneint.

„Das ist nicht in Ordnung, ich hatte hier bei der Einlieferung gefragt, sie wollten sich um alles kümmern. Frag gleich nach. Wg. Schachspielen, wir haben ja dicht beieinander gehockt.“

Auf Nachfrage beim UKE wird Ines Brandtjen erfahren, dass man sie schon testen werde, am Dienstag nach Ostern.

11. April:

Das UKE hat der Tochter von Niels Boldt angekündigt, ihren Vater zu entlassen, sobald das Virus nicht mehr nachweisbar sei. Ein Gehwagen steht schon am Haus des Nachbarn bereit. Er wird es hassen, denken seine Frau und seine Tochter, aber es ist ja nur für die erste Zeit. Und der Traum von Las Vegas lebt.

13. April:

Ostermontag. Es ist ein mühsamer Tag für Niels Boldt, das Atmen fällt ihm schwer. Er solle ordentlich essen und sich so gut es geht bewegen, sagt seine Tochter. „Will ich ja, will ich ja“, sagt Niels Boldt. Anne-Christa Falk ist weiter nicht für ihre Familie zu erreichen.

14. April:

Ines Brandtjen meldet sich zurück beim UKE, zu ihrem vorletzten stationären Aufenthalt. Es wird ein Abstrich genommen. Diesmal bekommt sie ein Zimmer auf Station C5B und richtet sich ein.

Niels Boldt bekommt noch schlechter Luft. Auf Nachfrage sagen die Ärzte seiner Familie, dass sie ihn auf die Intensivstation verlegen wollen, vor allem vorsichtshalber. Er könne dort sanft beim Atmen unterstützt werden. Von einer Intubation ist keine Rede.

Im Rathaus spricht Bürgermeister Peter Tschentscher über eine „Exit-Strategie" aus dem Lockdown, er ist vorsichtig optimistisch. Die Infektionszahlen gehen zurück.

Am frühen Abend macht der „Spiegel" den Ausbruch öffentlich. 20 Mitarbeiter und 20 Patienten seien betroffen. Eine Flut von Anfragen geht beim UKE ein und bei den Pressesprechern der Behörden. Sie haben den Artikel selbst erst per Mail geschickt bekommen und an den Bürgermeister weitergeleitet.

15. April:

Pressekonferenz im UKE. Der Chef der Onkologie, Carsten Bokemeyer, wirkt alles andere als besorgt. Sondern sagt, es gebe eine ganze Reihe von „positiven Nachrichten". Nur drei Betroffene des Ausbruchs lägen noch auf der Intensivstation, die meisten seien schon wieder so stabil, dass man mit der Krebsbehandlung fortfahren könne. Er sieht das Geschehen als eine Art Testlauf. „Die Kombination aus Krebs und Covid-19 werden wir häufig sehen in der nächsten Zeit." Daher sei es wichtig, „die Behandlungswege dafür jetzt schon vernünftig zu erproben".

Der Chef der Krankenhaushygiene betont, man habe sich strikt an die Empfehlungen des RKI gehalten. Und der Leiter des Pflegemanagements, Joachim Prölß, verkündet: „Aus unserer Sicht haben wir die Situation sehr, sehr gut gemanagt." Dass es schon vor fast einem Monat die ersten Fälle und auch bereits einen Todesfall gab, erwähnen sie nicht.

16. April:

Die Tochter von Niels Boldt sieht die Aufzeichnung nachträglich an. „Was würden die wohl sagen, wenn es ihr Vater wäre?“, sagt sie zu ihrer Mutter. Die Ärzte haben ihren Vater verlegt und gesagt, er sei weiter sehr stabil. Es gehöre aber zum Wesen einer Intensivstation, dass sich das manchmal schnell ändere.

Anne-Christa Falk zeigt weiter keine Symptome, aber kann kaum reden. Am Telefon spricht ihr der Sohn Mut zu; dass sie Corona hat, weiß sie nicht.

Ines Brandtjen steckt wieder in der Chemotherapie. Es zieht ihr die Kraft aus den Muskeln, sie ist müde, aber erleichtert über den negativen Corona-Test. Sorge, dass das Virus weiter auf der Station kursieren könnte, hat sie nicht.

17. April:

Die Ehefrau von Niels Boldt ist mit den Hunden unterwegs, sie will ihren Mann erreichen, ihm zeigen, was draußen auf ihn wartet. Per FaceTime ruft sie ihn auf dem iPad an. Das Bild ist krisselig, sie versuchen zu sprechen, aber der Empfang ist zu schlecht. Sie sieht das Gesicht des Pflegers, er guckt entschuldigend, dann bricht die Verbindung ab. Sie kann nicht wissen, dass es die letzte Chance war, ihn wach und lebendig zu sehen. Ines Brandtjen organisiert ein „Krimi Dinner“ aus der Quarantänestation, über Skype, mit ihren Freunden: „Das 13. Testament des Herrn Buchholz“. Für diese Stunden ist Covid-19 weit weg.

18. April:

Die Ärzte wollen Anne-Christa Falk einer zweiten Chemotherapie unterziehen. Wenn nichts geschehe, werde der Krebs wuchern. Und die Covid-19-Erkrankung sei unauffällig, die Inkubationszeit bei Risikogruppen bis zu sechs Wochen lang. Ihre Tochter ist skeptisch.

19. April:

Die Sauerstoffwerte von Niels Boldt sind auf ein kritisches Niveau gesunken. Sie wollen ihn intubieren. Am Telefon klingen die Ärzte positiv. Es soll Druck von der Lunge des Mannes nehmen. Für seine Angehörigen ist das einleuchtend. Die Ärzte sedieren ihren Vater mit Propofol.

Am letzten Tag ihrer Chemotherapie wacht Ines Brandtjen mit einer Reihe von Beschwerden auf. Sie hat Fieber und atmet schwer.

Das UKE gibt in einer Pressemitteilung erstmals den Tod eines betroffenen Krebspatienten bekannt. Er habe an einer „fortgeschrittenen, bösartigen Blutkrebserkrankung und einem Covid-19-Infekt“ gelitten. „Unser Mitgefühl gilt den Hinterbliebenen.“

20. April:

Vertreter der Behörden und des UKE treffen sich zum Krisengespräch. Der Senat ist verärgert darüber, dass das UKE nicht schon nach den ersten vier Fällen im März einen Ausbruch gemeldet hat. Dass die Politik nun selbst in der Kritik steht, den Vorgang nicht öffentlich gemacht zu haben.

Die Klinik argumentiert streng formal. Man habe die Richtlinien des RKI befolgt. Tatsächlich waren die ersten vier Fälle im März danach nicht zwingend als Ausbruch einzustufen. Inzwischen sind die Regeln geändert worden.

Die Ärzte seien sehr sachlich und hervorragend vorbereitet in dem Gespräch aufgetreten, sagt ein Teilnehmer später. „Nur diese Vogel-Strauß-Mentalität, die hat man nicht verstanden.“

Ines Brandtjen ruft ihre Eltern an, ein erneuter Test war positiv, sie liegt bereits auf der Quarantänestation. „Ich hab Corona“, sagt sie, als wäre es keine große Nachricht. Ihrer Freundin Babette gehe es inzwischen auch wieder gut.

Ines Brandtjen verbringt die Tage mit Kochsendungen und schreibt mit Freundinnen. „Ich denk, dass es vom Personal kommt oder so. Ich verstehe das alles

nicht.“ Eine Krankenschwester habe gesagt, der erste Test sei vielleicht fehlerhaft gewesen. Das ist bei jedem fünften Abstrich so, sagen Studien.

21. April:

Gesundheitssenatorin Cornelia Prüfer-Storcks übt im Rathaus erstmals Kritik am Krisenmanagement des UKE. Das zentrale Versäumnis der Klinik sei gewesen, die Fälle von infizierten Patienten und Mitarbeitern „nicht zusammengedacht“ zu haben. Im UKE werden die Worte verschnupft zur Kenntnis genommen. Eigentlich hatte man sich auf eine gemeinsame Sprachregelung geeinigt. Auf seiner Website schreibt das Klinikum, das Gespräch mit der Behörde habe ergeben, dass alle Betroffenen richtig isoliert und alle Fälle richtig gemeldet worden seien.

Ines Brandtjen macht sich auf ihrem Laptop schlau über Covid-19. Nach acht bis zehn Tagen könne es einen Krankheitsschub geben, steht da. Dasselbe lesen ihre Eltern daheim. Sie haben Angst, ihre Tochter ist – zumindest am Telefon – fröhlich wie immer.

Bei Anne-Christa Falk hat die erneute Chemotherapie begonnen.

22. April:

Bei der Visite habe der Klinikdirektor der Onkologie von einem „erfreulichen klinischen Verlauf“ bei Niels Boldt gesprochen, sagen sie der Tochter am Telefon. Die Eltern von Ines Brandtjen stehen zum Wäschewechsel vor dem UKE. Sie müssen an einem kleinen Häuschen warten, dann kommen die Schwestern mit dem großen Wagen. Namen werden aufgerufen, dann gehen die Angehörigen zwei Schritte vor, nehmen einen Sack mit dreckiger Wäsche mit und legen frische hinein. Es ist alles, was sie für ihre Tochter tun können.

Pressekonferenz im UKE. Zunächst sprechen der Vorstandsvorsitzende Burkhard Göke und der Institutsdirektor Ansgar Lohse noch einmal über die Geschehnisse auf der Onkologie, versprechen Transparenz und eine wissenschaftliche

Aufklärung. Später gehen sie zur Debatte um die Lockerungen der Corona-Verbote über.

Je länger die Pressekonferenz dauert, desto mehr geraten beide in Plauderlaune. Im letzten Drittel machen sie auch Witze über Fußball. Für Schalke 04 sei eine verpflichtende Abstandsregelung bestimmt gut, die seien doch eh immer weit weg vom Gegenspieler.

23. April:

Die Ärzte reduzieren die Sedierung von Niels Boldt, aber er kehrt nicht so nah an das Bewusstsein zurück wie erwartet. Sie führen eine Computertomografie seines Gehirns durch. Am Abend steigt sein Sauerstoffbedarf wieder deutlich.

Ines Brandtjen geht es gut, sagt sie ihren Eltern, nur der Husten plagt sie. Aber der Sauerstoffgehalt in ihrem Blut sinkt – immer weiter in Richtung eines kritischen Niveaus.

24. April:

Das UKE meldet den Tod einer zweiten betroffenen Krebspatientin nach dem Ausbruch, einer 59 Jahre alten Frau.

25. April:

Ihre Freundin Babette Grosch hat gehört, dass Ines Brandtjen selbst auf der Quarantänestation liegt. Wie könne das sein? Die junge Frau reagiert nicht. „Ines?“, schreibt Babette Grosch hinterher, mit einem roten Herz dahinter. Wieder keine Reaktion.

Hamburg meldet 15 Corona-Tote, die höchste Zahl an einem einzigen Tag.

Die Zahl der Mitarbeiter aus der Onkologie mit Covid-19-Infektion hat sich auf 40 verdoppelt. Seit dem 6. April hat es aber keine Ansteckung mehr gegeben.

26. April:

Niels Boldt kann Arme und Beine bewegen, er öffnet die Augen und ist ansprechbar, sagen die Ärzte. Seine Tochter fragt, wie lange eine Covid-19-Infektion dauere, wann es spätestens überstanden sei. Sie wissen es nicht. Die Unterschiede zwischen den Patienten sind zu groß. Und vieles noch unbekannt.

Um 16.35 Uhr schickt Ines Brandtjen ihrer Mutter eine SMS: „Das UKE ruft dich gleich an. Mach dir keine Sorgen.“ Nur Minuten später ist ein Oberarzt dran. Ihre Tochter wurde auf die Intensivstation verlegt, der Sauerstoffwert reichte nicht mehr aus. Über eine Nasensonde soll das Blut nun angereichert werden.

18.22 Uhr. Ines Brandtjen ist bereits an die Geräte angeschlossen, als sie ihre Mutter anruft. Sie hustet ständig, ihre Mutter versucht die Tränen zu unterdrücken.

Um 20.11 Uhr ist Ines Brandtjen das letzte Mal bei WhatsApp online. Sie antwortet auf die Nachricht ihrer Freundin Palina. Zuerst schreibt sie: „Hey ich bin leider seit heute Mittag auf der Intensivstation, wegen der Atemprobleme. Das Fieber ist dafür morgens merkwürdigerweise ausgeblieben.“

„Wird aber alles wieder“, schreibt sie eine Minute später. Ihr letztes bewusstes Lebenszeichen ist ein zwinkernder Kuss-Smiley.

27. April:

Um 5.02 Uhr am Morgen rufen die Intensivärzte bei der Familie Brandtjen an. Es ging nicht anders, als die 21-Jährige ins künstliche Koma zu verlegen. Sie drehen Ines Brandtjen auf den Bauch, damit Sekret abfließen kann.

Auf den Computerbildern können die Ärzte die Virenherde in der Lunge von Niels Boldt sehen. Sie stellen auch eine Pilzinfektion fest. Sein Körper ist ein Haus, in dem die Tür offen steht. „Die Gesamtsituation der Lunge ist kritisch, aber nicht hoffnungslos“, sagen sie seiner Tochter. Sie gibt die Details nicht mehr an ihre Mutter weiter.

Das UKE meldet einen weiteren Todesfall eines Krebspatienten, eines 47 Jahre alten Mannes.

Hamburg führt nach anfänglicher Ablehnung nun doch eine Maskenpflicht in ÖPNV und Einzelhandel ein.

28. April:

Im Frühstücksfernsehen wird der grüne Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer gefragt, ob die harten Auflagen noch angemessen seien. „Ich sage es Ihnen mal ganz brutal: Wir retten gerade möglicherweise Menschen, die in einem halben Jahr sowieso tot wären.“ Später entschuldigt er sich für die Aussage.

Gegen 13 Uhr melden die Ärzte, dass Ines Brandtjen kaum noch Sauerstoff aufnehmen kann. Sie wird an eine Lungenmaschine angeschlossen, in die ihr Blut geleitet, mit Sauerstoff angereichert und zurück in ihren Körper gepumpt wird. Am Abend beraten die Ärzte über das weitere Vorgehen. Sie wollen es auch mit Blutplasma probieren, von Corona-Patienten, die die Infektion bereits überstanden haben.

Der Zustand von Anne-Christa Falk verschlechtert sich plötzlich und rapide. Sie wird auf die Intensivstation verlegt und hat keine Reserven gegen das Virus. Der Bedarf der Sauerstoffzufuhr ist von 60 auf 80 Prozent gestiegen. Die Ärzte deuten an, dass sie es nicht schaffen könnte. Neben ihrem Bett steht ein Bild ihres Ehemannes.

29. April:

Die Eltern von Ines Brandtjen stimmen der Blutplasma-Therapie zu. Die Erfahrung damit beschränkt sich auf 30 Fälle, die Ergebnisse waren wenig hoffnungsvoll, aber noch nicht aussagekräftig. „Bei den nächsten 30 könnte es gut anschlagen“, sagt eine Ärztin.

Der Zustand von Niels Boldt bessert sich. Die Ärzte planen, die Narkosetiefe zu verringern.

30. April: Anne-Christa Falk liegt im Sterben, die Möglichkeiten der Medizin sind ausgeschöpft. Die Ärzte bieten ihren Kindern an, nun doch ins UKE zu kommen. Um Abschied zu nehmen. Ihre Tochter und ihr Sohn sprechen darüber, sie sind wütend, dass sie vor die Wahl gestellt werden. „Mama mit den Schläuchen überall, den Anblick vergessen wir unser Leben lang nicht." Ihre Tochter denkt, dass es vieles gibt, was sie sagen wollte, aber ihre Mutter sie nicht hören würde. Sie fahren nicht zum UKE.

Nach einem Telefonat mit der Ärztin hat die Mutter von Ines Brandtjen geschrien. Mit ihrem Mann geht sie zum Hausarzt. Er verschreibt ihnen Bromazepam, ein Beruhigungsmittel. Zu Hause wählen sie die Nummer ihrer Tochter und sprechen auf die Mailbox. Die Nachricht wird ihr im künstlichen Koma vorgespielt. Ihr Zustand ist kritisch.

1. Mai:

Der Sohn fürchtet den Anruf schon den ganzen Tag, er kommt um 23.30 Uhr. „Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass ihre Mutter verstorben ist." Sie habe nicht leiden müssen. Ihr Sohn wartet noch bis zum Morgen, ehe er es seiner Schwester erzählt. Eine genauere Erklärung der Ärzte gibt es nicht.

Das UKE meldet den Tod einer weiteren Betroffenen: eine 71 Jahre alte Frau.

3. Mai:

Der Oberarzt hat gute Nachrichten für die Familie Brandtjen. Die Beatmung konnte auf 75 Prozent zurückgefahren werden, im Schnelltest waren keine Viren mehr nachweisbar. „Ihre Tochter ist noch nicht über den Berg, aber die Kuppe ist in Sicht", sagt er.

4. Mai:

Eine Ermittlerin des LKA meldet sich bei Anne-Christa Falks Tochter: „Wir ordnen die Obduktion Ihrer Mutter an.“ Sie ist einverstanden. Ein, zwei Tage brauchte sie, um die Nachricht zu verarbeiten. „Dann kommen natürlich die Fragen wieder hoch, alle auf einmal“, sagt sie.

Sie holt an der Pforte des UKE die Sachen ab, die ihre Mutter im Krankenhaus hatte. Ihre Eheringe, das Bild ihres Mannes und 20 Euro in bar fehlen.

5. Mai:

Der zweite Anlauf, Niels Boldt aus dem Koma zu holen, nimmt Formen an. Die Ärzte sprechen über einen Luftröhrenschnitt. Er bekommt ein neues Antibiotikum. Seine Tochter hat ihren Kindern gesagt, dass sie Opa wiedersehen. Sie spielen zu Hause ständig Krankenhaus, hören sich gegenseitig ab und geben sich unsichtbare Spritzen.

6. Mai:

Bei Niels Boldt wird ein Brust-Bauch-CT durchgeführt. Er hat große Mengen von Wasser im Bauch, sein ganzer Körper ist aufgeschwemmt. Sie müssen ihn punktieren, damit es abfließen kann.

Bei Ines Brandtjen geht es weder auf- noch abwärts. Ihr Zustand ist „auf niedrigem Niveau stabil“.

7. Mai:

Als eine weitere LKA-Mitarbeiterin sagt, die Obduktion sei noch nicht erfolgt, ruft Anne-Christa Falks Tochter beim Bestatter an. Sie fragt auch, ob er nachschauen kann, ob ihre Mutter die Eheringe noch trägt. Das darf er nicht. Die Corona-Auflagen. „Aber wenn es sein muss, bringe ich den Leichnam selbst ins UKE zurück“, sagt er.

8. Mai:

Ihre Eltern dürfen zu Ines Brandtjen, gegen 14 Uhr sind sie am UKE. Sie müssen warten, weil noch eine Membran an der Lungenmaschine ausgetauscht wird. Sie vermummen sich, sprechen mit der Oberärztin. Anderthalb Stunden lang sitzen sie am Bett ihrer Tochter.

Die Tochter von Anne-Christa Falk hört, dass ihre Mutter obduziert wurde. Sie bittet in der Rechtsmedizin um Rückruf. Es gibt keine Antwort.

9. Mai:

Sonnabend. Die Tochter von Niels Boldt hat schon eine böse Vorahnung. „Immer am Wochenende ist es schlechter geworden." Sie müssen ihren Vater erneut punktieren, der Körper des Mannes ist aufgeschwemmt, von 70 auf mehr als 110 Kilogramm.

Das UKE meldet den Tod eines weiteren infizierten Krebspatienten, eines 62 Jahre alten Mannes.

10. Mai:

Muttertag. Wieder sitzen die Eltern von Ines Brandtjen bei ihr. Über Spotify spielen sie ihre Musik, „Mary Poppins" und eine Disney-Playlist. Hoffnung erfüllt ihre Mutter. „Es wird noch ein langer, schwieriger Weg, aber sie wird wieder gesund!", sagt sie sich.

Die Tochter von Niels Boldt ist mit ihrer Mutter und den Kindern zu Hause, als eine UKE-Nummer auf ihrem Handy aufleuchtet. Sie geht auf die Terrasse. Es ist kritisch, sagt der Oberarzt. Man sei medikamentös und instrumentell am Limit. „Wir unterstützen die Heilung auf allen Wegen, aber mehr können wir nicht machen." Das Wasser drückt auf sein Herz und seine Lunge.

Es sei alles okay, sagt die Tochter ihrer Mutter, als sie fragt. Aber die sieht ihr das Gegenteil an. „Du verheimlichst doch etwas.“ Die Frauen ziehen sich zurück und reden. Sie glauben, er berappelt sich wieder. Das hat er immer getan.

11. Mai:

Keine Rückmeldung aus der Rechtsmedizin. Die Tochter von Anne-Christa Falk fragt nach. „Sie brauchen hier gar nicht so oft anzurufen“, fährt sie eine Mitarbeiterin an. Man werde sich melden.

Am Abend beraten die Ärzte über den Zustand von Niels Boldt. Alle Hinweise deuten auf Leberversagen.

Um 19.30 Uhr ruft der Rechtsmediziner Klaus Püschel bei der Tochter von Anne-Christa Falk an, nachdem sie es noch einmal über seine Assistentin probiert hat. Die Rückrufnummer war falsch notiert worden. Er nimmt sich Zeit, fast eine Dreiviertelstunde reden sie. „Ihre Mutter war sehr krank“, sagt er. Aber nicht so sehr, dass ohne Corona jederzeit mit dem Ableben zu rechnen gewesen wäre. Am Ende bittet er sie, ihre Fragen aufzuschreiben und ihm zuzusenden. Er werde sie an die Klinik weiterleiten. Und er verspricht, auch nach den verlorenen Eheringen zu suchen.

12. Mai:

Die Angehörigen dürfen Niels Boldt jetzt sehen. Um Abschied zu nehmen. „Es ist wirklich sehr, sehr ernst.“ Die Tochter gibt zurück: „Es war schon ein paarmal sehr, sehr ernst.“ Sie werden es sich überlegen. Mutter und Tochter gehen noch mal alles durch, von den letzten Fotos aus dem Krankenhaus im März bis zu diesem Tag. Sie erinnern sich an das Leuchten in seinen Augen, wie es nachgelassen zu haben schien, wenn man genau hinsah. Schon auf der Onkologie war es ihm unangenehm, so gesehen zu werden, schwach und hilfsbedürftig.

„Er hat mich immer beschützt“, sagt seine Ehefrau. Seine Tochter ist sicher, was der Wunsch ihres Vaters wäre. Sie fahren nicht ins UKE. Als die Kinder im Bett sind,

geht die Tochter von Niels Boldt auf die Terrasse, schenkt sich ein Glas Rotwein ein und schaut in die Sterne. „Es soll so enden, wie es für ihn am besten ist“, sagt sie sich.

13. Mai:

Der Arzt der Frühschicht sieht die Daten von Niels Boldt, sagt am Telefon: „Es tut mir leid, aber es wird nicht mehr lange gut gehen.“ Um 13.03 Uhr verstirbt Niels Boldt. Kurz darauf ruft ein weiterer Arzt an, kondoliert aufrichtig, er sei friedlich eingeschlafen. Zwei Stunden später meldet sich auch der Chef der Stammzellentransplantation im UKE, ein hochdekorierter, sachlicher Mann. „Wie Sie sicherlich schon gehört haben, ist Ihr Vater ja heute verstorben.“ Der Tochter von Niels Boldt fällt vor Wut fast der Hörer aus der Hand, sagt sie später. Der Chefarzt will nur ausrichten, dass eine Obduktion keine Pflicht ist, weil Niels Boldt in Schenefeld gemeldet war.

„Er soll auf jeden Fall obduziert werden, auf jeden Fall“, sagt die Tochter.
An diesem Tag dürfen Gaststätten und auch große Geschäfte in Hamburg wieder öffnen. Auch Sport im Freien ist wieder erlaubt.

14. Mai:

Ines Brandtjen steckt in einem Teufelskreis, sagen die Ärzte. Ihre Lungen sind an den Spitzen eingefallen und verwundet. Um die Blutung zu stoppen, wurde der Gerinnungshemmer abgesetzt; dadurch wiederum droht die Lungenmaschine zu verstopfen. „Und wenn die Lungenmaschine versagt, ist es das Ende“, schreibt sich die Mutter von Ines Brandtjen auf.

Ein Pathologe meldet sich bei der Tochter von Niels Boldt. „Ist ja jetzt auch fast egal, ob er an oder mit Corona gestorben ist“, sagt sie. Er antwortet: „Nein, er ist definitiv an den Folgen von Covid-19 verstorben.“ Posthum könne man sehen, wie sich das Virus vom Hals durch den Körper gearbeitet habe, über Lunge und Niere bis in die Leber. Niels Boldt wird Teil einer Studie, in der dieser häufige Verlauf deutlich belegt wird.

15. Mai:

Die Ärzte haben eine Lösung gefunden, die Lungenmaschine am Bett von Ines Brandtjen funktioniert wieder. „Aber sie wandelt auf einem schmalen Grat“, sagt eine Ärztin. Eine Verschlechterung würde den Tod bedeuten.

17. Mai:

Die Kulturminister der Länder einigen sich auf die baldige Wiederöffnung von Theatern und anderen Kulturstätten unter besonderen Hygienebedingungen.

18. Mai:

Die Tochter von Niels Boldt versucht, alle Ärzte und Pfleger zu erreichen, mit denen sie im Lauf der Monate oft gesprochen hat. „Ich kannte Ihren Vater noch aus besseren Tagen“, sagt einer. Ein leitender Mediziner sagt, es werde ganz schwer, festzustellen, was nun der Grund war, wer verantwortlich ist. „Aber wenn Sie sich beraten lassen, lassen Sie sich gut beraten.“

Bei Ines Brandtjen ist die Prognose wieder besser. Der Familie wird der weitere Ablauf erklärt. Ihr Körper solle stetig entwässert und sie langsam aus dem Koma geholt werden. Das könne zwischen drei Wochen und drei Monaten dauern. Ihre Familie spielt ihr Lieder des „Eurovision Song Contest“ vor, ist so lange bei ihr, wie es irgendwie geht.

Die Ermittler des LKA tragen in einem Hochhaus am Überseering die bisherigen Erkenntnisse über den Ausbruch zusammen. Bei der Polizei sagen sie, es seien oft grundverschiedene Dinge, was menschlich empörend und was strafrechtlich relevant ist. Solche Fälle seien „ein dickes Brett“.

Das UKE meldet einen weiteren Todesfall: eine 57 Jahre alte Frau.

19. Mai:

Erstmals seit Beginn der Pandemie verzeichnet Hamburg keine einzige neue Corona-Infektion.

Im Briefkasten von Niels Boldt liegen Rechnungen, sie sind an ihn selbst adressiert. 6600 Euro fordert die Firma Unimed allein in einem Brief für privatärztliche Leistungen. Auch der Corona-Test am 7. April wird abgerechnet. Seine Frau hat keine Kraft, sie durchzusehen.

20. Mai:

Den Eltern von Ines Brandtjen wurde gesagt, dass sie nicht mehr jeden Tag nach Eppendorf zu fahren brauchen. Die Eltern bleiben an diesem Tag zu Hause. Sie haben es als gutes Zeichen gewertet.

Nach dem Abendbrot meldet sich der Oberarzt. Ihre Tochter hatte Blutungen an der Einstichstelle des Katheters. Sie brauchte viele Blutkonserven. Später meldet sich eine Schwester. Die Entwicklung sei nicht gut.

Tochter und Sohn beginnen, die Wohnung von Anne-Christa Falk an der Museumstraße auszuräumen. Die Bilder der Familie lassen sie bis zuletzt an der Wand. Vom UKE gab es keine Rückmeldung.

21. Mai:

Am Mittag ist die Familie wieder im UKE. Ines Brandtjen hat unklare innere Verletzungen, die Ärztin kann den Angehörigen kaum Hoffnung machen. Abends fahren Ines' Eltern kurz nach Hause.

Als sie gerade im Bett liegen, klingelt wieder das Telefon. Der Zustand hat sich dramatisch verschlechtert. Sie werde die Nacht kaum überleben. Sofort fahren die Eltern die 80 Kilometer zurück.

22. Mai:

Die Leber von Ines Brandtjen versagt. Da ist Blut im Urin, Blut in den Schläuchen. Sie bekommt weiterhin Blutplasma. Auch pumpen sie Noradrenalin in ihren Körper, aber es ist das Einzige, das ihren Kreislauf noch aufrechterhält.

Die Schwester Nathalie ist die ganze Zeit dabei, auch der Arzt kommt, der Ines Brandtjen ins Koma gelegt hatte. „Sie war sehr entspannt“, sagt er. Und habe noch gescherzt: „Aber ich werd nicht sterben, ne?“ Dann habe sie noch in ihren Terminkalender geguckt, ob sie Geburtstage von Freundinnen verpasse, solange sie im Koma ist.

Die Ärzte sagen, es sei an diesem Punkt der übliche Weg, die Patientin von der Zufuhr abzutrennen. Die Familie stellt sich an ihr Bett, spricht letzte Worte. Der Blutdruck sinkt. Die Familie hört, wie der Arzt hinter ihnen die Infusion abschaltet. Eine Minute lang ist es still, dann schrillt der Alarm des EKG. Um 11.49 Uhr hört ihr Herz auf zu schlagen. Das UKE meldet den Tod von Ines Brandtjen und eines weiteren Betroffenen, eines 49 Jahre alten Mannes.

26. Mai:

Die Rechtsmediziner wollen den Leichnam von Ines Brandtjen unbedingt obduzieren. Sie gehört zu den jüngsten Corona-Toten deutschlandweit. Er wolle aus ihrem Tod für die Lebenden lernen, sagt der Gerichtsmediziner Klaus Püschel der Familie am Telefon. Sie stimmen erst zu, aber widerrufen die Erlaubnis. Schon die Vorstellung, dass Ines im Leichensack beerdigt werden könnte, ist für sie unerträglich.

27. Mai:

Die Tochter von Niels Boldt sitzt mit ihrer Mutter im Konferenzraum ihrer Firma, auf allen Ablagen liegen Muster für Kosmetikprodukte, sie sprechen über ihre Ohnmacht und Niels Boldt. „Medizinisch war alles top, da kann man dem UKE keinen Vorwurf machen“, sagt die Tochter. „Aber die Infektion hätte gar nicht und niemals,

niemals dort passieren dürfen. Dazu diese unfassbare Arroganz. Man fühlt sich verhöhnt."

Ihre Mutter sagt, sie hat es vielleicht noch gar nicht realisiert, weil sie das Ding, das ihren Mann getötet hat, nie gesehen hat. „Man steht jetzt eben da, und es soll vorbei sein." Es fühlt sich an, als sei der Zug, in dem sie ihr ganzes Leben saß, auf einmal stehen geblieben.

28. Mai:

Tochter und Sohn von Anne-Christa Falk haben die Stühle für das Gespräch sehr weit auseinander gestellt, ihre Stimmen hallen im ausgeräumten Wohnzimmer ihrer Mutter. „Das ist das, was sie uns geantwortet haben", sagt sie und wirft den Brief hinüber, als wäre er das Papier nicht wert. Man bedaure den Tod ihrer Mutter, hat das UKE nach Wochen geschrieben. Auf keine einzige Frage der Frau sind sie eingegangen.

Sie haben Anwälte eingeschaltet. Es war das ganze Wesen ihrer Mutter, Ungerechtigkeiten nicht einfach zuzusehen. „Wenn sich jemand nicht anständig verhalten hat, war sie nicht mehr warm, sondern ganz deutlich", sagt ihre Tochter. Diesem Vorbild wollen sie folgen.

28. Mai:

Bei der Aufbahrung müssen sie zwei Meter Abstand halten. Die Viruslast des Körpers sei noch extrem groß gewesen, haben die Rechtsmediziner gesagt. Ihre Mutter hat keine Kraft mehr zu schreien, kaum zu weinen, sie stehen einfach da.

29. Mai:

Trauerfeier für Ines Brandtjen in der Friedhofskapelle von Anderlingen. Der Pastor sagt, Ines Brandtjen sei wohl der Mensch „mit den geografisch am weitest

entfernten Kochkursen“ gewesen, auf Bali und in Tansania. „Zumindest aus Anderlingen.“ Ihre Mutter lächelt mit Tränen in den Augen.

Eine Organistin spielt das Lied „Halleluja“. Babette Grosch, die wieder zu Hause ist, schaut auf ihrem iPad zu und ist ergriffen.

2. Juni:

Die Freibäder öffnen wieder. Die Online-tickets sind vielerorts schnell ausgebucht.

5. Juni:

Die Seebestattung von Niels Boldt. Seine Tochter spielt Lieder von ihrem Handy, die Playlist „Papas Tag“. Er mochte kraftvolle Musik, AC/DC, Queen, keinen Weichspülkram.

Aber am besten passt für seine Tochter in diesem Moment „Das Leben ist schön“ von Sarah Connor. „Und wenn ihr schon weint / dann bitte vor Glück“, heißt es darin. „Dann bin ich da oben / und sing für euch mit“.

Als auf dem Weg zur letzten Ruhestätte ihres Vaters die Sonne durch die Wolken bricht, ist das für seine Tochter ein Zeichen. Sie geht später erleichtert von Bord des Krabbenkutters.

13. Juni:

Sohn und Tochter von Anne-Christa Falk haben einen Anwalt eingeschaltet. Er macht ihnen aber keine Hoffnungen auf einen schnellen Erfolg.

17. Juni:

Der Vater von Ines Brandtjen geht wieder zur Arbeit. Er musste die Beruhigungsmittel länger nehmen als seine Frau. Aber der Alltag tut ihm gut. Das

Ehepaar Brandtjen wundert sich, warum die Staatsanwaltschaft sich noch nicht gemeldet hat.

26. Juni:

Die Frau von Niels Boldt hat sich etwas gefangen. Aber sie steht noch immer jeden Tag um 5.30 Uhr auf. „Dann läuft erst mal der Fernseher“, sagt sie. Sie frühstückt, bringt die Zeit rum und sehnt sich, dass der Arbeitstag beginnt. Um 9.30 Uhr ist sie im Büro und lässt sich wenig anmerken. Neulich war sie im Baumarkt, hat Pflanzen gekauft, zum Einbuddeln im Garten. Sie vergammeln.

28. Juni:

Anne-Christa Falk wird auf dem Friedhof in Groß Flottbek beigesetzt. Ihr Urenkel Jasper trägt die Urne und hält die Trauerrede: „Wir vermissen dich sehr.“ Der Anwalt der Familie hat das UKE aufgefordert, die Patientenakte der Verstorbenen zur Verfügung zu stellen.

Die Familie Brandtjen hat einen Ausflug in den Wildpark Lüneburger Heide unternommen, mal rauskommen, versuchen abzuschalten. Es funktioniert nicht. Am Abend fühlen sie sich schlecht, völlig erschöpft. Sie sind froh, wenigstens wieder zu Hause zu sein.

1. Juli:

Noch weitergehende Lockerungen treten in Hamburg in Kraft. Veranstaltungen mit bis zu 1000 Personen sind wieder erlaubt. Der Senat ist stolz darauf, wie gut Hamburg bislang durch die Pandemie gekommen ist.

3. Juli:

Das UKE hat den Ermittlern eine „Timeline“ übermittelt, mit den wichtigsten Daten. Mitarbeiter und Patienten wurden bislang nicht befragt. Die Vorermittlungen richten sich gegen „unbekannt“.

8. Juli:

Die Familie von Niels Boldt lässt sich nun auch anwaltlich beraten. „Ein so großes Krankenhaus wie das UKE hat einen sehr großen Teppich“, sagt die Tochter. „Unter den will man eigentlich nicht gucken.“ Aber dieses Versagen auf höchster Ebene müsse aufgeklärt werden.

12. Juli:

100 Tage sind seit dem Ausbruch im UKE vergangen. Die versprochenen Ergebnisse der Aufklärung hat das UKE nicht veröffentlicht. Die Behörden ihre Erkenntnisse ebenfalls nicht. Man verweist auf die Ermittlungen.

14. Juli:

In der Post finden Tochter und Sohn von Anne-Christa Falk einen Brief, er ist an ihre verstorbene Mutter adressiert. Der Unterzeichner ist Prof. Johannes Knob-loch, Chef der Krankenhaushygiene im UKE. Er nimmt Bezug darauf, dass Anne-Christa Falk im UKE auf das neuartige Coronavirus getestet worden ist.

Man würde sich freuen, wenn sie dazu an einer Online-Umfrage teilnehme. Einen Zugangscode schickt das UKE gleich mit. „Wir danken Ihnen für Ihre Unterstützung!“, heißt es am Ende, mit freundlichen Grüßen.

19. Juli:

Das Ehepaar Brandtjen versucht, sich jedes Wochenende zu verabreden. Mit den Eltern der Freundinnen ihrer Tochter. „Wir kannten sie kaum, aber sie waren zuerst für uns da“, sagt die Mutter der Verstorbenen. Es sind die besten Abende seit Monaten. Endlich entsteht etwas, statt nur zu vergehen. Aber zu einigen Nachbarn und Freunden gebe es viel weniger Kontakt, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Sie grüßen, wenn man sich trifft, aber mehr ist da nicht. „Das Telefon klingelt ja fast gar nicht mehr.“

23. Juli:

Mit 24 Fällen steigt die Zahl der Neuinfektionen in Hamburg plötzlich wieder stark an. Im UKE sind die ersten Ergebnisse des Impfstofftests sehr ermutigend. Man rechnet im besten Fall zu Jahresbeginn 2021 mit einem wirksamen Präparat.

30. Juli:

Noch immer gehen Kondolenzbriefe in der Kosmetikfirma von Niels Boldt ein. „Er war der netteste Mann, den wir je kennenlernen durften“, schreiben Geschäftspartner aus den USA. „Er ließ seine Lust auf das Leben so mühelos wirken.“ Seine Tochter und seine Frau führen den Betrieb mit Stolz fort.

Für die Rechnungen haben sie einen dicken Ordner angelegt, der beinahe aus allen Nähten platzt. Weit mehr als 100.000 Euro sind für die Behandlung von Niels Boldt an privaten Zusatzleistungen angefallen, sie müssen das mit der Versicherung klären. Das UKE hat mitgeteilt, sie könnten die Patientenakte des Mannes gern zur Verfügung stellen, ausgedruckt. Die Kosten müssen die Angehörigen tragen, 672 Euro plus Porto für rund 2200 Seiten.

1. August:

In Berlin gehen rund 20.000 sogenannte Corona-Leugner auf die Straße. Sie halten die Auflagen für übertrieben und das Virus für eine Erfindung der Eliten.

7. August:

Mit 80 Neuinfektionen an einem Tag wird in Hamburg der höchste Stand seit Mitte April erreicht. Bundesweit wird über die Urlaubsrückkehrer diskutiert.

8. August:

Das Ehepaar Brandtjen hat eine Trauerbegleiterin eingeschaltet. Eigentlich mache sie nicht viel, höre zu. Und sie müssen sich auch daran erst gewöhnen. „Es ging ja immer nur um die Zukunft, was aus Ines wird, was sie studiert, was sie macht. Das war unser Leben." Diese Zukunft sei ihnen genommen worden. „Und jetzt soll man sich auf einmal wieder um sich selbst kümmern."

14. August:

Die große Wohnung von Anne-Christa Falk im Herzen von Altona ist neu vermietet. Sie wurde als Immobilie in Top-Lage angeboten, es gab mehr als 100 Interessenten.

Ihre Kinder sagen, sie hätten nicht viel für ihre Mutter verlangt, nur einen Abschied, wenn es wirklich Zeit ist. „Der Schmerz darüber bleibt, wie das Gefühl, dass dieser Ausbruch unnötig war." Die Eheringe ihrer Mutter bleiben verschwunden. Auch die Patientenakte haben sie noch nicht erhalten.

17. August:

Seine Enkeltöchter können abends noch immer oft nicht einschlafen, sagt die Tochter von Niels Boldt. „Dann weinen sie und vermissen ihren Opa.“ Sie haben aber auch gesagt, immerhin habe er ein „verdammt cooles Leben“ hinter sich.

Sie denke noch immer darüber nach, was das andere Ende seiner Geschichte gewesen wäre, wie es ihm gehen würde, wenn er Corona überlebt hätte. „Ein schwacher alter Mann zu sein und an einer normalen Krankheit zu sterben hätte nicht zu ihm gepasst.“ Wenn er jetzt im Himmel sei, werde er bestimmt im Scherz mit seinem Abgang angeben.

19. August:

Die Infektionszahlen sind seit Tagen so hoch wie im Mai.

Babette Grosch gibt ihren Weinladen in Ottensen auf. Sie will sich mit ihrem Mann zurückziehen, Zeit für sich haben, ihre Krebsbehandlung abschließen. Von der Corona-Infektion ist wenig geblieben. „Nur mein Geruchssinn ist leicht geschwächt, nicht das Beste als Weinliebhaberin“, sagt sie. Sie denkt noch immer viel über Ines Brandtjen nach, aber wenig darüber, wer die Schuld am Ausbruch trägt. „Das war einfach ein riesiger Tsunami“ glaubt sie. „Der hat selbst das UKE überrollt.“

20. August: Die Staatsanwaltschaft erwartet ein erstes Gutachten zum Ausbruch in der Onkologie. Es soll die genauen Infektionswege bestimmen. Ob die Daten ausreichen, um über ein weiteres Verfahren zu entscheiden, ist unklar. In Polizeikreisen wird nicht davon ausgegangen, dass es jemals zu einer Anklage kommt. „Höchstens gegen einzelne Mitarbeiter“, sagt ein Beamter. „Dann hat man ein armes Schwein in einem Gerichtssaal, aber immer noch keine Antworten.“

Das UKE hat alle Gesprächsanfragen des Abendblatts zu den Geschehnissen abgelehnt, mit Verweis auf die laufenden Ermittlungen. Man stehe aber den Angehörigen „jederzeit für ein Gespräch zur Verfügung“, ihnen gelte das Mitgefühl des Klinikums. Schließlich gibt es doch eine schriftliche Antwort auf einen

ausführlichen Fragenkatalog. „Die tragischen Geschehnisse im Zentrum für Onkologie haben uns zutiefst betroffen gemacht“, schreibt die Klinik.

Die Leitung betont weiterhin, alle Standards erfüllt zu haben – von der Vorbereitung auf die Pandemie bis zum Umgang mit dem Ausbruch. Die Maßnahmen seien „zielgerichtet und effektiv“ gewesen. „Ohne konsequentes Handeln“, glaubt das UKE, wären „weitaus mehr Betroffene zu erwarten“ gewesen. „Bis heute hat es im Zentrum für Onkologie kein Ausbruchsgeschehen mit Sars-CoV-2 mehr gegeben.“

Die Sequenzanalyse hat jedoch ergeben, dass sich 30 der betroffenen Mitarbeiter „hoch wahrscheinlich“ im Klinikum infiziert hätten, viel mehr stehe noch nicht fest. Es ist möglich, dass nie klar wird, wer die Quelle des Ausbruchs war. Keiner der Beteiligten wollte einem anderen Menschen schaden. Aber alle müssen vorerst mit der Ungewissheit leben.

24. August:

Der Friedhof von Anderlingen, der Regen prasselt aufs Grab von Ines Brandtjen. Da steht ein Gesteck mit einer Engelsfigur und Blumen, die nicht alle von ihrer Familie stammen. Es waren wohl die Nachbarn aus dem Dorf. Jeden Tag kommt ihre Mutter her. Abends schafft es das Paar inzwischen wieder, auch mal einen „Tatort“ im Fernsehen anzusehen.

„Es gibt schlimme und nicht ganz so schlimme Tage“, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Neulich hat sie Bilder in den Nachrichten gesehen, Hunderte feiernde Menschen dicht beieinander, sie pfiffen auf den Abstand und das Virus. Es war ein schlimmer Tag. „Ich würde ihnen gern Ines vorstellen, jedem Einzelnen von ihnen“, sagt sie. Ihre Stimme bricht. „Aber das kann ich nicht.“

Sie selbst hat es geschafft, ihr Leid ein paar Tage zurückzudrängen, sie sind dafür auf die Nordseeinsel Wangerooge gefahren. Sie dachten nicht daran, was Ines jetzt sagen oder machen würde, außer einmal.

„Das Wasser war wirklich kalt, da braucht man Überwindung“, sagt sie. Aber Ines, glaubt sie, wäre sofort hineingesprungen.

(*Name geändert)

Bleibe, Zuhause

Sozialarbeiter verteilen gespendetes Bargeld und Handys – und vom Senat kam der Auftrag: „Macht die Jugendherberge voll." Jeder zehnte Obdachlose Berlins kann nun Straßen und Bahnen meiden, so wie die Sesshaften. Über ein Wunder, das keines ist.

Von Deike Diening, Der Tagesspiegel vom 16.04.2020

Ein Planet pilgert heim. Als die Welt vor ein paar Wochen zum Stillstand kam, setzte mit der Verbreitung des Coronavirus' das große, erdumspannende Nachhausekommen ein.

Millionen von Indern bestiegen Busse, Familien liefen tagelang, um aus den Städten in ihre Dörfer zurückzukommen. Das Auswärtige Amt sammelte in einer beispiellosen Rückholaktion 200000 Deutsche um den Erdball ein, Austauschschüler, Wissenschaftler, Weltenbummler, Touristen. Alle folgten dem Ruf, kein Weg scheint zu weit.

Doch was heißt „#wirbleibenzuhause" für die ständig Unbehausten?

Ende April werden die Notübernachtungseinrichtungen der Berliner Kältehilfe für Obdachlose geschlossen sein, in diesem Monat werden die Kapazitäten dort schrittweise reduziert, auch coronabedingt. Und wie durch ein Wunder, in Wahrheit aber durch eine Initiative des Senats, glitten am Mittwoch, dem ersten Apriltag, dienstfertig die blitzblanken Glastüren der Jugendherberge in der Kluckstraße 3 im Ortsteil Tiergarten zur Seite.

Auf dem glänzenden, himbeerfarbenen Boden der Herberge, in normalen Zeiten ab 26,50 Euro Ü/F, stand statt Schulklassen eine Reihe stiller Gäste mit sperrigem Gepäck. Um kurz darauf mit je einem Stapel blütenweißer Bettwäsche in die oberen Etagen zu verschwinden.

Aus der warmen Jugendherbergsküche riecht es appetitlich. „Kartoffelpüree? Buletten? Auch Salat? Und Nachtisch?“ – „Alles, bitte“, kommt es mit einer Art Seufzer zurück. Die Stimmung ist geradezu andächtig.

„Wir wissen, wie man Gäste bedient“, sagt der Jugendherbergsleiter Christian Naumann, der für diese Aktion seine Mitarbeiter aus der Kurzarbeit zurückholen konnte. Sie schmeißen die Küche, kümmern sich um die Wäsche und die Logistik im Haus.

„Dies hier ist größer als die Flüchtlingskrise 2015“, sagt Michael Elias, der es wissen muss, er ist der Geschäftsführer der Tamaja Berlin GmbH, die auch die Tempelhofer Flugzeughangars für Flüchtlinge betrieben hatte. Tamaja bietet den Gästen hier Ansprechpartner und Sozialarbeiter, kümmert sich um Regeln, Probleme.

Elias trägt blaue Gummihandschuhe und zieht an einer weißen E-Zigarette: „So etwas haben wir uns immer gewünscht: nicht nur eine Notübernachtung, sondern mit Betreuung, Sozialarbeitern und, wenn nötig, ärztlichem Dienst.“

Auch tagsüber ist jemand da, die Gäste müssen nicht morgens mit allem Gepäck wieder raus. Bis zum Ende der Kontaktbeschränkungen nicht, dem Auslaufen der „Verordnung zur Eindämmung des Coronavirus in Berlin“, wenn sie wollen. Der Senat buchte Vollpension.

In diesen auf links gekrempelten Zeiten ist es möglich, Fahrradstreifen, deren Beantragung sonst Jahre dauert, innerhalb von drei Tagen auf Kreuzbergs Straßen zu pinseln. Notleidende Selbstständige erhalten Geld auf ihr Konto. Die Zeit der Krise ist auch eine Zeit der Wunder.

Mieszko, 44 Jahre alt, Bett Nummer 343, strahlt nicht aus, dass er kein Zuhause hat. Er könnte mit seiner Daunenjacke und den frischen roten Turnschuhen aus einem Peek-und-Cloppenburg-Katalog spaziert sein.

Doch, so erzählt er es, hat er sich schon in einen Krankenhauseingang geschlichen und einfach in ein Bett auf dem Gang gelegt. Er habe in Zügen geschlafen. Und nun hat er den direkten Blick derer, die ihr Gegenüber genau ansehen, bevor sie vertrauen. Charaktertest. Er streckt die Hand aus und es gibt den Sekundenbruchteil, in dem klar ist, dass man einschlagen muss.

Die zupackenden Hände haben, auch das erzählt Mieszko, in Polen gemauert, in London Fliesen gelegt und Gärten angelegt. Zuletzt habe er in Holland in einem Schlachthof gearbeitet. Wie alle Polen, sagt er, könne er alles.

Seine Odyssee habe begonnen, als sich vor Weihnachten seine Freundin von ihm trennte. So begann ein allumfassender Ablöseprozess, der am Ende alles verschlang: Er habe Laptops verloren seitdem, drei Handys seien abhandengekommen, nur die Schulden in Polen, die hätten sich noch nicht von ihm gelöst.

„Ich könnte das hier schön machen“, sagt er und schaut sich im Jugendherbergshof um. Blickt zur blühenden Forsythie, zum hölzernen Raucherpavillon, zur Tischtennisplatte.

Sieben Jahre habe Mieszko in London gearbeitet, sagt er, sechs Monate sei er auch dort obdachlos gewesen. Er war auch zweieinhalb Wochen „in Moabit“, in Haft, und um zu verdeutlichen, warum, schnellt seine Faust nach vorn. Sein jetziger Zimmernachbar erzählte ihm von der Herberge hier, die der beste Ort in Berlin zurzeit sei. So, findet Mieszko, müsste Hilfe immer sein!

„Wir hatten den Auftrag vom Senat bekommen: Macht die Jugendherberge voll“, sagt Jörg Richert. 200 der 400 Plätze, damit es nicht zu eng wird. Okay, habe Richert gesagt, „dann rufen wir die mal an.“ – Wie bitte? Seit wann kann man Obdachlose einfach anrufen?

Jörg Richert, umtriebiger Gründer der Sozialgenossenschaft Karuna, die mitgeholfen hat, dass die Gäste überhaupt von diesem Haus wissen, macht Straßensozialarbeit und steht Ende März im Gebäude seiner „Task Force“ am Kreuzberger Paul-Lincke-Ufer – und zugleich immer im Kontakt zu den Obdachlosen in der Stadt. Er fährt ihre Plätze an, verteilt Essen.

Als im Januar die große Berliner Obdachlosenzählung mit mehr als 2000 Freiwilligen stattfand, hatte man noch nicht gewusst, wie viele es in der Stadt überhaupt gibt: 1976 Menschen haben sie gezählt. Dass man nun schon 75 von ihnen anrufen kann, liegt auch an ihm.

Es ist Mittag, gespendete Spinat-Kartoffelsuppe wird in Pappbecher gefüllt und dann per Kleinbus und Lastenrad ausgefahren werden. Um Richerts Hals baumelt ein

zerschlissener, selbst genähter Mundschutz. Er spricht mit der Atemlosigkeit, die nicht von einer schlecht funktionierenden Lunge kommt, sondern von purer Euphorie: Plötzlich ist ganz viel möglich.

Richert, aufgewachsen in Ost-Berlin, fühle sich jetzt dauernd an die Wende erinnert: Eine historische Erschütterung findet statt – dann formt sich ein historisches Zeitfenster zum Handeln, in dem bislang Undenkbares möglich ist. Es werde sich wieder schließen, sobald die akute Bedrohung durch das Virus vorbei ist. „Deshalb dränge ich jetzt auch so."

Die Obdachlosen, sagt er, hätten auch Angst gehabt. Man müsse sich nur einmal vorstellen, man wäre mit den Nachrichten nicht auf dem Laufenden und plötzlich ist die Stadt leer: alle Menschen weg, sogar am Alexanderplatz, in den S- und U-Bahnen. „Das ist ja geisterhaft. Plötzlich ist niemand mehr da."

Jeden Tag fahren seine Leute nun mit 1000 Euro in kleinen Scheinen und Münzen durch die Stadt. Spenden von der Sparda-Bank und Privatleuten, eingeworben auf Betterplace, einer Online-Spendenplattform. Zehn Euro drücken sie jedem in die Hand, weil ja die Menschen fehlen, die ihnen sonst etwas geben.

Aber was macht man mit ihnen im Falle einer Ausgangssperre? Seine Idee ist, die Obdachlosen wie in Seattle und San Francisco mit Handys auszustatten, damit man ihnen die Informationen schicken kann.

Die ersten 100, die sie verteilen, sind gebrauchte Iphones 5 und 6, die die Firma rebuy.com gespendet hat. Nun müssen sie im großen Stil neue besorgen, einfache Handys, keine Smartphones, die verbrauchen weniger Strom.

Und das ist nicht der letzte Streich. Richert zückt sein Handy, auf dessen Schirm Tortengrafiken erscheinen: In kürzester Zeit haben sie mit dem Start-up Sodisys eine App entwickelt, in die man die Informationen aus den Gesprächen mit den Obdachlosen eingeben kann: 73 Prozent der Befragten sagen, sie würden in ein Hotel oder Hostel gehen. Das ist ungeheuer viel.

Und sie beantworten, wie sie sich fühlen, ob sie den Verdacht haben, an Corona erkrankt zu sein oder andere Krankheiten haben.

„Vielleicht haben wir uns in den letzten Jahrzehnten in der Hilfe auf die falschen Punkte konzentriert“, sagt Richert.

Wenn er den Obdachlosen in die U-Bahnhöfe Essen bringt, sind sie sehr dankbar. „Aber sie sitzen da und warten. Sie verlassen sich darauf: Wir kommen.“ Doch wenn Unterstützer ausfallen, weil sie selber krank sind, in Quarantäne, bricht das System zusammen.

„Wir haben sie unmündig gemacht“, sagt Richert. Eine Hilfe aufgebaut, die die Zustände zementiert. In denen die Mildtätigen immer mildtätig bleiben – und die Armen arm.

So helfen, dass sie sich dauerhaft selbst helfen können, diese Chance bietet sich jetzt bei den Wohnungslosen Berlins. Gerade zum Beispiel beklagten sie: Wir kriegen hier gar nichts mit, wir bräuchten Solar-Radios. Klar, habe Richert gedacht. Es kann so einfach sein: Solar-Radios. Er braucht nur noch einen Sponsor.

Bei jeder Umfrage fragen sie die Obdachlosen: Was würde dir am meisten helfen? „Und immer sagen die Leute: schlafen.“ Der Stress auf der Straße sei so groß, dass sie niemals richtig entspannen. Schlafmangel macht gereizt, aggressiv und schwächt das Immunsystem.

In der Jugendherberge bewacht der Hausservice den Schlaf. Die Zimmer können sie nachts von innen abschließen. Er schlafe hier, sagt Marcin Mackiewicz, 40 Jahre alt, „wie ein Kind“. Er lacht.

Um den tätowierten Arm trägt er wie alle hier sein Bändchen mit dem aktuellen Datum – es ist Montag, der 6. April – und der Bettennummer. „Wie ein Neugeborenes im Krankenhaus“, sagt er und zupft lachend an seiner Eintrittskarte für die Nacht.

Es ist kurz vor sechs am Abend, Essensausgabe, fast eine Woche nach seinem Einzug. Mackiewicz, ein drahtiger Pole mit sprungbereiter Ausstrahlung, ist seit elf Jahren in Deutschland.

Berliner haben bei ihm vielleicht schon eine Bratwurst gekauft, als er auf dem Alexanderplatz als mobiler Verkäufer gearbeitet hat. Mit dem 35 Kilo schweren,

umgeschnallten Grill ging es nach vier Jahren nicht mehr. Seit zehn Monaten lebt er draußen.

Angst vor dem Virus? Mackiewicz muss milde lächeln. Das Lächeln sagt: absurde Vorstellung.

Oder vielleicht ist es auch nur unter allen Ängsten die kleinste. Vielleicht relativiert sich die Angst, wenn man nicht alt und dafür sportlich ist und ansonsten ganz andere Probleme hat.

In ihre Routinen eingesponnene Menschen, die mit Corona plötzlich den Stich des Existenziellen spüren – so ist es ja bei Obdachlosen nicht. Ihre Probleme bedrohen immer ihre Existenz.

Und so mag das Zuhause auf Zeit vielleicht ein Wunder sein. Eine Idylle ist es nicht. Am Gründonnerstag, drinnen stehen die ersten für das Mittagessen an, muss die Security hinten im Garten einen Hausverweis aussprechen. Dann kommt die Polizei. Es wird lauter. Es kommt noch mehr Polizei.

Ein benebelter Mann im Flecktarn und eine sehr wütende Frau, die die ganze Zeit einen riesigen Teddybären in der Hand hatte, sitzen am Ende mit Handschellen auf dem Gehweg und werden abtransportiert.

„Ihre Dämonen bringen sie ja mit“, hatte Knut Fischer ein paar Tage zuvor gesagt. Knut Fischer, der hier die Sozialarbeit koordiniert und fast immer da ist. Die Leute können ihre Suchtmittel in blauen Kästen an der Rezeption deponieren und draußen konsumieren. Abhängigkeit hört ja nicht plötzlich auf, nur weil man mal einen Übernachtungsplatz hat.

Paare können Doppelzimmer beziehen – in Notunterkünften werden Frauen und Männer meist getrennt. Einige Zimmer wurden renoviert, mit USB-Stecker am Bett. Fischer schaut einem fest in die Augen. „Das ist ja temporär.“

Man macht sich keine Vorstellung davon, wer in Berlin alles dringend ein Bett braucht, bis man mit Knut Fischer spricht. Nicht nur die knapp 2000 Obdachlosen könnten eines gebrauchen, auch die Sozialstation der Charité ruft in der Jugendherberge an, ob sie Patienten hierher entlassen könne.

Anfragen kämen auch von den Gefängnissen, die den Beginn von Haftstrafen bei bestimmten Straftaten aufschieben, damit die Haftanstalten nicht so voll sind.

Fischer macht den Job schon länger. Er hat eine Notübernachtung in der Köpenicker Allee betreut, von dort kennt er auch viele Gäste. Er weiß, wie lange viele schon kämpfen. Er ist weit davon entfernt, als Erstes ein Wunder zu vermuten.

„Das hier ist die Reaktion der Politik auf noch zu erwartende Maßnahmen“, sagt Fischer. Die einer Ausgangssperre zum Beispiel. Damit sie sich um die Schwächsten gekümmert haben werden.

Bislang ist die Jugendherberge in der Kluckstraße das einzige Haus in Berlin, das so genutzt wird, der Senat ist auf der Suche nach weiteren Gebäuden. Insgesamt 350 Menschen sollen am Ende untergebracht sein. Ein Engpass, heißt es, ist auch das Personal.

In der Obdachlosenszene ist noch keine einzige Infektion mit dem Coronavirus bestätigt worden. Aber falls es sie trifft, werden die Auswirkungen hier vielleicht am härtesten sein. „Dann kann es ganz schnell gehen“, sagt Fischer. Obwohl viele von ihnen gar nicht glauben wollen, dass ausgerechnet sie die Schwächsten sein sollen. „Bei vielen herrscht die steile These, sie hätten ein super Immunsystem, weil sie ja draußen leben.“

Ab 6.30 Uhr wird geweckt, bis zehn Uhr müssen die Gäste Bescheid geben, ob sie länger bleiben wollen. Sie behalten dann ihr Bett. „Und müssen den Tag nicht mit der Suche nach einem Schlafplatz verbringen.“

Einige müssen sich täglich bei einem Arzt wegen Medikamenten melden, andere haben kleine Jobs oder sammeln Flaschen. Im Grunde ist das hier die Einrichtung, die leistet, was sonst fehlt – dass alle einmal zur Ruhe kommen und ihr Leben sortieren können, weil die einfachsten Bedürfnisse an einem Ort gedeckt sind: schlafen, duschen, essen, Wäsche waschen.

Im Idealfall haben die Sozialarbeiter dann Gelegenheit, sie bei ihren Anträgen zu beraten, den Formularen und Ansprüchen bei Jobcentern und für betreute Wohnplätze.

Aber das braucht Zeit, sagt Fischer. Die Leute müssen erst einmal Vertrauen aufbauen. Dafür ist es natürlich besser, wenn man sich auch tagsüber kümmern kann, „Da kriegt man im Notfall auch noch was gelötet“.

Was ist dies also, wenn es kein Wunder ist? Ein Urlaub vom Leben auf der Straße? Eine Verschnaufpause? Und danach ist alles wieder wie vorher? Oder wenigstens für einige eine echte Chance zur dauerhaften Verbesserung? Ein neuer Standard, den man in der Obdachlosenhilfe nicht mehr aufgeben will? Was nach dem Auslaufen der Berliner Eindämmungsverordnung passiert, weiß noch niemand.

Lilly (9) – ihr langes Warten auf ein neues Herz

Im Januar entscheidet der Bundestag über ein Organspendegesetz. Lilly hofft seit 18 Monaten auf eine Transplantation im UKE.

Hamburger Abendblatt, 7. Dezember 2019, Peter Wenig

Es macht tschick, tschick, tschick. 24 Stunden pumpt die Maschine Luft in die Blutpumpe und wieder hinaus. 88-mal in der Minute schlägt das Kunstherz, verbunden mit Kanülen im Bauch. 5280-mal in der Stunde, 126.720-mal am Tag.

„Lauti“ nennt Lilly (9) die 90 Kilogramm schwere Pumpe, die sie am Leben hält. Denn das Hightech-Herz im Rollcontainer mit Haltegriffen brummt ganz schön. Zuvor gab es „Quietschi“ (quietschte beim Rollen), „Fedi“ (rollte federleicht) und „Racki“ (ging ab wie eine Rakete).

Ein schwarzer Pfeil weist den Weg zur Kinderherzintensivstation H2c im zweiten Stock des Herz- und Gefäßzentrums im UKE. Neben der Tür von Zimmer Vier steht Lillys Name, auf der linken Seite liegt ein Baby mit einem angeborenen Herzfehler. Hinter der Trennwand dann Lillys Reich. Sterne-Bettwäsche, Pferdeposter, selbst gemalte Bilder an den Wänden, auf dem Bett ein Meer von Kuscheltieren. Eine Tageslichtlampe auf dem Regal spendet Helligkeit. Die schale Sonne an diesem Novembertag kann Lilly nur durch die Fenster erahnen.

Draußen, im Freien, war sie seit 18 Monaten nicht mehr. Lilly ist, wie Ärzte sagen, „intensivpflichtig“. Ein OP muss in unmittelbarer Nähe sein, falls ihr Kunstherz versagen sollte. Zudem spenden die Batterien nur für 30 Minuten Energie, wenn der Stecker der Pumpe gezogen wird. Das reicht für den Gang zur Toilette oder über den Flur, doch jede Aufzugfahrt wäre ein Risiko. Im Herzzentrum München blieb vor Jahren der Lift mit einem Kind mit Kunstherz stecken, der begleitende Arzt musste mit der Handpumpe Luft in das Kunstherz pressen, bis ein Techniker durch das Kabinendach ein Stromkabel werfen konnte.

Prof. Rainer Kozlik-Feldmann rettete damals das Leben des kleinen Patienten, längst gilt der schmale Mann, Klinikdirektor am UKE, als einer der renommiertesten deutschen Experten für Kinder mit Herzfehlern. Wer in diesem Bereich arbeitet, bewegt sich ständig in den Grenzbereichen des Lebens. Doch das Schicksal von Lilly rührt den Kinder-Kardiologen besonders. Denn noch nie musste in Hamburg ein an ein Kunstherz angeschlossenes Kind so lange auf ein Spenderherz warten. Am heutigen Sonnabend beginnt für Lilly der 550. Tag auf der Station H2c.

Manchmal verdichten sich die großen Fragen des Lebens in einem 30 Quadratmeter großen Raum. Wie kann es sein, dass mehr als 50 Jahre nach der ersten Herztransplantation durch Christiaan Barnard in Kapstadt (1967) ein Kind so lange auf ein Organ warten muss?

Maria und Philipp Lange aus dem Hamburger Westen bewegt diese Frage seit 18 Monaten Tag und Nacht. Die Familie heißt in Wahrheit anders, auch Lilly hat einen anderen Vornamen. Die Langes öffnen die Tür zu ihrer Privatsphäre nur aus einem Grund einen Spalt für das Abendblatt: Die Öffentlichkeit soll erfahren, was es bedeutet, dass es viel zu wenig Spenderorgane gibt.

Tag für Tag sterben in Deutschland im Schnitt drei Menschen, weil sie vergebens auf ein lebensrettendes Organ gewartet haben. 9400 Menschen stehen auf der Warteliste. Im Januar will der Bundestag über ein neues Gesetz entscheiden. Gesundheitsminister Jens Spahn wirbt für einen neuen Weg: Künftig soll jeder Bürger aktiv widersprechen, falls er nicht spenden möchte (Interview auf der nächsten Seite). Spahn verweist auf Umfragen, nach denen mehr als 80 Prozent der Bürger der Organspende positiv gegenüberstehen, aber nur 36 Prozent einen Spenderausweis haben.

Die Grünen-Chefin Annalena Baerbock hat wie die Kirchen ethische Bedenken, plädiert mit einem Entwurf für eine breite Informationskampagne. So soll jeder Bürger abgefragt werden, wenn er einen Ausweis abholt. Beide Vorschläge haben parteiübergreifend Unterstützer, das Ergebnis der Abstimmung gilt als völlig offen.

Lillys Eltern können das nicht begreifen. „Allen erwachsenen Bürgern kann man zumuten, sich einmal im Leben damit zu beschäftigen, ob man Organe spenden möchte oder eben nicht“, sagt der Vater, selbst Jurist. Jede noch so gut gemeinte Werbeoffensive zerschelle am Ende am Phlegma. „Es war doch bei mir genauso. Alle paar Jahre kommt ein Brief von der Krankenkasse mit einem Organspendeausweis.

Man legt das Schreiben auf die Fensterbank, denkt, die nächsten Tage muss ich das ausfüllen, vergisst es und schmeißt es irgendwann weg. Denn wer beschäftigt sich schon gern mit diesem Thema, solange es einen nicht selbst betrifft?“

Für seine Familie gibt es seit dem 4. Juni 2018 kein anderes Thema mehr. Die Eltern begleiten ihre Tochter an diesen Montag in das Kinderkrankenhaus Altona. Lilly fühlt sich seit Tagen schlapp, muss häufiger erbrechen. Ein zufällig anwesender Kardiologe schaut sich die Herzfunktion genauer an und alarmiert sofort einen Rettungswagen, der das Mädchen mit Blaulicht ins UKE bringt.

Dort diagnostizieren die Spezialisten eine dilatative Kardiomyopathie, eine Schädigung der linken Herzkammer. „Der betroffene Herzmuskel arbeitet nur noch wie ein ausgeleiertes Gummiband“, sagt Kozlik-Feldmann.

Mit Medikamenten versuchen die Mediziner, das Herz zu stabilisieren. Vergebens. Zwei Wochen später bitten die Ärzte die Eltern zu einem Gespräch. Als eine Stunde vor dem Termin ein Psychologe in Lillys Zimmer kommt („Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich für Sie da bin“), ahnen die Eltern, dass sie keine guten Nachrichten erwarten.

Beim Gespräch bricht ihre Welt zusammen. Das Ärzteteam erklärt den Eltern, dass Lillys Herz irreparabel geschädigt sei. Durch die mangelnde Pumpleistung seien andere Organe gefährdet. Deshalb müsse man sofort handeln, bis zur Transplantation eines neuen Herzens brauche Lilly ein Kunstherz.

„In der Zeitung lese ich öfter von Schocks. Ich habe nie gewusst, was das wirklich ist. Seit diesem Tag weiß ich es“, sagt der Vater. Wie betäubt fahren die Eltern nach Hause, zu allem Überfluss haben sie noch einen unverschuldeten Unfall, leichter Blechschaden. Die Polizisten betrachten mit Sorge die weinende Frau auf dem Beifahrersitz, fragen, ob doch etwas Schlimmeres passiert sei. „Wir haben gerade erfahren, dass unsere Tochter ein Kunstherz bekommen muss“, antwortet Philipp Lange. Die Unfallaufnahme wickelt die Polizei binnen sechs Minuten ab.

Die Wochen danach gleichen einem Albtraum. Nach dem Anschluss an das Kunstherz kommt es zu einer schweren Infektion im Brustkorb. Die Chirurgen müssen erneut operieren und den OP-Bereich spülen. Sechs Wochen bleibt der Brustkorb geöffnet. bedeckt mit einem Schwamm, der an eine Vakuumpumpe angeschlossen ist. Insgesamt achtmal spülen die Ärzte die Wunde, immer unter Vollnarkose. Erst im Herbst 2018 bessert sich der Gesundheitszustand.

Wer Lilly jetzt begegnet, lernt eine schlaue, wissbegierige und schlagfertige Viertklässlerin mit langen Zöpfen kennen. Als ihr Vater dem Abendblatt-Reporter das Zimmer mit den Worten „Das ist jetzt unser neues Zuhause“ zeigt, korrigiert sie ihn sofort: „Papa, dies ist nicht unser Zuhause, sondern nur ein Übernachtungsraum für ziemlich lange.“ Besucher, die ihr gebasteltes Mobile über dem Bett bewundern, bittet sie, sich das Kunstwerk ganz genau anzuschauen: „Da hängen 95 Kraniche und eine Figur, die kein Kranich ist. Findest du die?“ Nein, findet man natürlich nicht. Also deutet Lilly auf den gefalteten Dino.

An dem Schränkchen neben ihrem Bett klebt ein Zettel „PRIVAT, nix draufstellen“. Diese paar Quadratzentimeter sollen nur ihr gehören. Vor dem Bett steht ein kleines Zelt; die Eltern haben es gekauft, damit sich Lilly mal zurückziehen kann. Etwas Privatsphäre für die Tochter inmitten des Klinikbetriebs.

„Wir versuchen, das Leben für Lilly so normal wie möglich zu machen“, sagt Maria Lange, die selbst im medizinischen Bereich arbeitet und nun beruflich pausiert, um sich um Lilly zu kümmern. Normalität, das heißt vor allem da sein. Brote schmieren, Spiegeleier braten, selbst gekochte Mahlzeiten aufwärmen. Nach 18 Monaten steht bei Lilly „Wunschkost“ auf der Speisetafel der Station. Mit ihrem Mann löst die Mutter sich im UKE ab, einer ist tagsüber immer bei Lilly.

Jeden Abend kommt der älteste Sohn (22), der eine Ausbildung macht, ins UKE, spielt mit ihr noch Karten und leistet ihr Gesellschaft bis zur Bettruhe. Auch die jüngeren Söhne, 18 und 19 Jahre alt, kommen mindestens zweimal die Woche, packen zudem im Haushalt und Garten mit an. Der 19-Jährige wollte eigentlich nach dem Abi für ein Jahr nach Australien, er hat es abgesagt, um weiter bei Lilly sein zu können.

Auch ihre gleichaltrige Cousine besucht sie besonders oft, genau wie andere Verwandte und enge Freunde. Der Vater war in den 18 Monaten nur eine Nacht weg, in Bremen bei einer Veranstaltung: „Ich habe fast gar nicht geschlafen, so etwas hat derzeit keinen Sinn.“

Auch seine Frau meidet Partys. Über Wetter, Wein und Weltanschauungen reden, während das eigene Kind auf ein Herz wartet, wie soll das auch gehen? „Dafür ist die Familie noch enger zusammengerückt“, sagt sie. Jeden Abend wird um 20.45 Uhr

gegessen; der, der gerade keinen Nachmittags- oder Abenddienst bei Lilly hat, kocht für alle.

Wenn Lilly aus dem Fenster schaut, sieht sie den Schriftzug ihres Namens aus Kieselsteinen, ihr mittlerer Bruder hat die Steinchen gelegt. Daneben steht schon ein Weihnachtsmann, ein Spieletherapeut hat ihn aufgestellt. Die Schulfreundinnen kommen oft, spielen, quatschen und lachen mit Lilly. Zu Halloween verwandelten die Langes ein Arztzimmer der Station in eine Geisterbahn. Ihre Brüder schoben Lilly auf einem selbst gebastelten Rollbrett durch den abgedunkelten Raum. Zu den Filmmusiken der Schocker „Psycho“ und „Der weiße Hai“ klatschten ihr die Freundinnen nasse Waschlappen ins Gesicht.

Nur: Wie schafft man nach nunmehr 18 Monaten noch solche Momente der Abwechslung auf einer Intensivstation ohne Spielzimmer? „Wir haben bestimmt zigmal ‚Siedler von Catan‘ oder ‚Monopoly‘ gespielt. Das mag Lilly nicht mehr“, sagt der Vater. Auch über 70 Bücher, inklusive aller Harry-Potter-Romane, sind ausgelesen.

Da ist es ein Segen, dass an diesem Mittag Anne von Hartmann ins Zimmer kommt, Kinderbuchillustratorin und Puppenspielerin. Lilly legt sofort Kopfhörer und Tablet-Computer zur Seite, fischt aus ihrem Jutebeutel die Handpuppen. Zwei Minuten später taucht sie mit Anne von Hartmann für eine Stunde ab in eine Märchenwelt mit Prinzessinnen, Hexen und Königin. Lilly führt die Regie, sagt genau, wie die Handlung weitergehen soll.

„Es ist wichtig für ein Mädchen, das so fremdbestimmt leben muss, für diese Stunde mal selbst festlegen zu können, wo es langgeht“, sagt die Spiele-Therapeutin. Sie hat noch nie einen kleinen Patienten betreut, der so lange im Krankenhaus bleiben musste. Einmal hat sie Lilly gefragt, wie sie das alles eigentlich packt. „Anne, mein Seele ist hartnäckig“, antwortete Lilly.

Auch ihre Eltern kennen die Frage, wie man dieses Schicksal bewältigt, nur zu gut, oft ergänzt mit dem Satz: „Also wir könnten das nicht.“ „Wir doch eigentlich auch nicht“, denkt sich Maria Lange dann. Das Gefühl der Ohnmacht, das zermürbende Warten auf den erlösenden Anruf aus der Klinik: „Wir haben jetzt ein Herz.“

Bis dahin denken die Langes nur noch von Tag zu Tag. Dabei hilft auch die moderne Technik. Über ihren Tabletcomputer kann Lilly Kontakt mit Freundinnen halten. Eine Krankenhauspädagogin unterrichtet Lilly zweimal die Woche, spricht sich mit ihrer Schule ab. Die Stellen für die Spieletherapeuten finanzieren die Hamburger Herz-Kinder-Hilfe sowie der Verein „Kicken mit Herz“, der jedes Jahr ein Prominentenfußballspiel veranstaltet.

Auch Künstler engagieren sich für die herzkranken Kinder, ein bekannter Sänger kam neulich mit seiner Gitarre vorbei und spielte ein einstündiges Privatkonzert nur für Lilly. Ein nicht minder prominenter Kollege, den Lilly besonders verehrt, schickte CDs sowie eine Videobotschaft über das Handy. Beide wollen nicht, dass ihre Namen in der Zeitung stehen, um den Eindruck zu vermeiden, sie würden sich über schwer kranke Kinder profilieren wollen.

Solche Gesten rühren die Langes wie die Hilfsbereitschaft der Ärzte, Pflegekräfte und Therapeuten. Wer zwei Tage Lilly auf dieser Station begleitet, spürt: Diese Aufgabe ist für niemanden nur ein Job. Eine Krankenschwester organisierte für Lilly ein ausgedientes Pflegebettchen für Babys, in das sie nun ihre Kuscheltiere legen kann. Kraft tanken können die Langes im UKE-Familienbaumhaus in einer der drei für Angehörige von herzkranken Kindern reservierten Wohnungen mit Blick auf den Eppendorfer Park. In den ersten Monaten haben sie dort auch oft übernachtet, um ganz nah bei Lilly sein zu können.

Dies wird auch wieder eine Option, wenn endlich ein passendes Spenderherz gemeldet wird. Dann beginnt der Wettlauf mit der Zeit. Ein Chirurgenteam, das immer in Rufbereitschaft ist, wird sich auf den Weg machen, per Hubschrauber oder ins europäische Ausland mit einem Learjet fliegen, um das Spenderorgan zu entnehmen und zu präparieren für den Transport ins UKE. Länger als sechs Stunden darf dieser nicht dauern. Unterdessen wird Lilly in den OP geschoben, ihren Eisbär „Eisi“ an ihrer Seite: „Der kommt immer mit.“

Wahrscheinlich wird mit Prof. Hermann Reichenspurner einer der erfahrensten deutschen Herzchirurgen die OP leiten. Lilly wird Medikamente nehmen müssen, um eine Abstoßung des neuen Organs zu verhindern. Aber bitte: Tabletten schlucken ist sie gewohnt. Die derzeitige Ration mit vier Pillen kippt sie auf einmal mit einem Schluck Wasser hinunter. Wenn alles gut läuft, wird sie ein paar Monate nach der OP wieder zur Schule gehen und Sport machen können.

Aber wann es so weit sein wird, weiß niemand. Lilly braucht mit ihren 27 Kilogramm Gewicht ein kleines Herz mit der Blutgruppe A. Wie alle Kinder hat Lilly den Status „High Urgency“ (hochdringlich). Dass sie ein Kunstherz trägt und deshalb im Krankenhaus liegt, verschafft ihr im komplizierten Eurotransplant-Vergabeverfahren einen kleinen Vorteil gegenüber Kindern, deren Herz noch mit Medikamenten stabilisiert werden kann. Allerdings gehört zu den Kriterien auch die „nationale Organaustauschbilanz“. Und da steht Deutschland nicht gut da. Schlecht für Lilly.

Seit Jahren murren die Transplantationszentren anderer Nationen, dass Deutschland gemessen an der Einwohnerzahl viel zu wenig Organe in die Eurotransplant-Zone (neben Deutschland noch Belgien, Kroatien, Luxemburg, Niederlande, Österreich, Ungarn und Slowenien) gebe. Bei der Experten-Anhörung im Bundestag zum geplanten neuen Gesetz warnte Eurotransplant im September die Abgeordneten vor einer Ablehnung der Widerspruchslösung; „Diese ist notwendig zum Erhalt der Solidarität im Verbund.“ Denn ab Januar gilt sie in allen anderen Transplant-Nationen.

Am Ende wird für Lilly viel davon abhängen, ob ein Arzt in Budapest, in Wien oder in Brüssel die Kraft hat, mit trauernden Eltern über eine Organspende ihres soeben verstorbenen Kindes zu reden. „Diese Gespräche sind unglaublich hart“, sagt Kozlik-Feldmann. Im UKE gibt es Seminare, in denen diese Situationen simuliert werden. Die Angehörigen sollen sensibilisiert, aber auf keinen Fall überredet werden.

Bis zu der erlösenden Nachricht werden die Langes ihre Handys immer eingeschaltet haben, Tag und Nacht. Und weiter Tag für Tag ihre Tochter besuchen. Nach 18 Monaten sind sie darauf eingestellt, dass sie auch dieses Weihnachtsfest wieder auf der Station H2c feiern werden. Lilly Geschenkewünsche kennen sie. Einen MP3-Player, ein Kuscheltier. Und ein neues Herz.

Meine verlorene Freundin

Nora lebt im Bett, kann kaum aufstehen, kaum sprechen. Das Leben ist eine Qual. Chronisches Erschöpfungssyndrom. Die Krankheit kam plötzlich, eine Heilung gibt es nicht. Doch die Coronapandemie könnte den Druck auf die Forschung erhöhen

Von Marion Kaufmann, Potsdamer Neueste Nachrichten, 28.07.2020

Meine Freundin ist verschwunden. Seit 16 Monaten, zwei Wochen und fünf Tagen. Am 9. März 2019 habe ich Nora das letzte Mal gesehen. Wir feierten zusammen meinen 40. Geburtstag. Seitdem ist sie weg, unerreichbar für mich. Ich könnte in Potsdam-Babelsberg in die S 7 steigen bis zur Warschauer Straße in Berlin, dann knapp zehn Minuten zu Fuß bis zu ihrer Haustür. Ich könnte klingeln. Sie würde nicht öffnen.

Warum, erfahre ich erst vier Monate später. Ich habe nichts von Nora gehört in der Zwischenzeit. Denke mir nichts. Sie ist immer viel beschäftigt.

Anfang Juli 2019, Noras Geburtstag, ihr 44. Ich rufe an, sie geht nicht ran. Ich schreibe eine Nachricht. „Liebste Nora, hoch sollst Du leben! Alles Gute zu Deinem Geburtstag, viel Energie und glückliche Stunden im neuen Lebensjahr. Ich hoffe Dir geht's gut und wir sehen uns dann im August mal. Liebe Grüße Marion“. Sie schickt eine Sprachnachricht zurück. Die erste, der viele weitere folgen werden. „Ich bin raus aus dem Leben“, sagt Nora. „Ich bin bettlägerig, ein Pflegefall.“

Seit meinem Geburtstag vor fast eineinhalb Jahren stelle ich mir manchmal diese Was-wäre-wenn-Fragen. Was, wenn ich nicht gefeiert hätte? Wenn sie zu Hause geblieben wäre? War es zu warm in dem Jugendclub oder zu zugig? Haben wir zu wild gefeiert? Zu lange? Ich sehe Nora noch vor mir. Sie sitzt auf einem Barhocker, ein Glas Rotwein in der Hand, neben ihrem Mann. Sie unterhält sich mit meinem Bruder. Vielleicht über den USA-Urlaub, den sie mit ihrer Familie für den Sommer geplant hatte.

Ich kann mich nicht erinnern, worüber ich mit Nora - sie wird nur in diesem Artikel so genannt - an diesem Abend, unserem letzten, gesprochen habe. „Wie geht's?“ vielleicht. - „Schön, dass du da bist.“ - „Gut siehst du aus.“ Gastgeber reden mit allen ein bisschen und mit niemandem so richtig.

Seit mehr als 16 Monaten haben wir nicht mehr miteinander gesprochen. Nicht einmal am Telefon. Weil alles zu viel ist, selbst ein Telefonat, bei dem Nora zuhören muss und

dann auch noch antworten soll. Meine Freundin leidet an ME/CFS. Chronisches Erschöpfungssyndrom. Davon hatte ich mal gehört. Eine verklausulierte Umschreibung für Burnout vielleicht?

Mit der Psyche hat diese Krankheit, für die es bislang keine Heilung gibt, nichts zu tun. Nur insofern, ob die Psyche stark genug ist, sie zu ertragen.

Obwohl ME/CFS relativ weit verbreitet und seit 1969 von der Weltgesundheitsorganisation als neurologische Erkrankung gelistet ist, sind die Krankheit und ihre Ursachen kaum erforscht, gibt es keine wirksamen Therapien oder Medikamente, keine Versorgungsstrukturen. Häufig beginnt sie nach einem Infekt. Bisher konnten Fehlregulationen des Nerven-, Immun- oder Hormonsystems beobachtet werden. Untersuchungen deuten darauf hin, dass verschiedene Auslöser, auch in Kombination miteinander, zum Krankheitsbild führen können. Hypothesen befassen sich mit Veränderungen der Gen-Aktivität, mit Proteinanomalien der Hirnflüssigkeit und Zellschäden.

Erkrankte wie Nora verschwinden, aus dem Leben der anderen, der Öffentlichkeit. Auf der Internetseite der Deutschen Gesellschaft für ME/CFS steht: „Die Myalgische Enzephalomyelitis/das Chronic Fatigue Syndrome ist eine schwere neuroimmunologische Erkrankung, die oft zu einem hohen Grad körperlicher Behinderung führt.“

Weltweit sind etwa 17 Millionen Menschen daran erkrankt, in Deutschland geschätzt bis zu 250 000. Die Kranken leiden an einer schweren körperlichen Schwäche. Typisch ist eine Post-exertional malaise - PEM -, eine Verstärkung der Symptome nach geringer körperlicher und geistiger Anstrengung. Muskelschmerzen, grippale Symptome. Zähneputzen, Duschen, Kochen werden zur Tortur. Das Umdrehen im Bett oder die Anwesenheit einer weiteren Person im Raum kann einen dieser Zusammenbrüche auslösen. „Die Malaise tritt schon nach geringer Belastung wie wenigen Schritten Gehen auf“, schreibt die ME/CFS-Gesellschaft. Zehn Schritte sind es von Noras Schlafzimmer bis zur Wohnungstür. Ich werde nicht bei ihr klingeln.

Früher, als wir in Berlin fast Nachbarinnen waren, habe ich das öfter gemacht. Ich kenne Nora seit 16 Jahren, wir haben bei derselben Zeitung unsere Journalistenausbildung gemacht. Wir wurden Freundinnen. Ihre Texte, später Fernsehbeiträge, vor allem über DDR-Kultur, haben mir, dem Wessi, den Osten nahegebracht. Nora war eine wichtige Stimme. Nicht nur für mich. Seit über einem Jahr ist Nora nun verstummt, in einem Beruf, der von Sprache lebt, vom Rausgehen. Ich höre ihre Stimme noch immer.

Wenn ihr Zustand es zulässt, schickt Nora mir Sprachnachrichten per Whatsapp. Ein paar Minuten lang, neulich mal fast 30. Das war zu viel, über der Belastungsgrenze. Man kann die Grenze hören.

Sie spricht dann langsamer, schleppend. Die geschliffenen Formulierungen fransen aus. So wie früher, als sich das Band der Magnetbandkassette verhedderte, noch ein paar

verzerrte Laute in Zeitlupe von sich gab und dann stoppte. Ihre Nachrichten erzählen die Chronik einer Krankheit, die an meinem 40. Geburtstag beginnt. Die letzte Feier, das letzte Mal tanzen. Viele letzte Male, die im März 2019 ihren Anfang nehmen.

Nora trägt eine schwarze Hose und eine weiße Bluse an diesem Abend im Jugendclub, dunkelroten Nagellack. Die halblangen, dunkelblonden Haare betonen ihre hohe Stirn. Wie eine Schauspielerin aus einem französischen Film sieht sie aus. Sie tanzt. So, wie ich es nie können werde. Immer im Rhythmus, die Bewegungen fließend.

Nora spürt schon da, an diesem Samstagabend, dass sie krank wird, ein Kratzen im Hals. Ich merke nichts. Sie wirkt entspannt, fröhlich. Am Tag nach der Feier fühlt sie sich schlapp, geht aber mit ihrem zehnjährigen Sohn wie versprochen ins Kino. „Lego Movie 2“. Der letzte gemeinsame Kinobesuch. Am Montag fährt sie mit der Regionalbahn zur Arbeit nach Potsdam, macht früher Feierabend, weil es ihr nicht gut geht, sie schwitzt, hustet. Der 11. März 2019 ist ihr letzter Arbeitstag.

Die erste Diagnose: Bronchitis. Das geht vorbei. Doch der Infekt will nicht verschwinden, es dauert Wochen, bis sie sich wieder besser fühlt. Anfang Mai habe sie geglaubt, das Schlimmste überstanden zu haben. Kein Husten mehr. Sie geht wieder raus. In diesen Tagen folgen viele weitere letzte Male. Das letzte Mal am Liepnitzsee spazieren. Das letzte Mal Sneaker kaufen. Das letzte Mal eine Ausstellung besuchen. Das letzte Mal selbst Auto fahren. Das letzte Mal im Café sitzen und Zeitung lesen.

Ein Donnerstag in diesem Mai 2019. Sie macht Abendbrot für die Familie. Schwitzt, schwitzt, schwitzt. Legt sich in die Badewanne, geht ins Bett, kann nicht schlafen. Nie mehr richtig seit dieser Nacht. Am Morgen ist nichts mehr, wie es war. Benommenheit, eine Explosion im Kopf. „Als wäre der Körper in einen anderen Zustand gesprungen“, sagt Nora.

Sie hat noch kein Wort dafür, nur eine Beschreibung, „wie die Treppe hinunterfallen“. Und keine Diagnose. Die kommt erst Monate später. ME/CFS wird nach dem Ausschlussprinzip diagnostiziert. Drei Wochen lang besucht sie Ärzte. Die finden nichts. Nachwirkungen der Bronchitis, das werde schon. Aber es wird nicht.

1. Juni, Kindertag. „Seitdem liege ich, liege ich, liege ich“, sagt Nora. Sie kommt nicht mehr hoch, länger sitzen fällt ihr schwer, gehen fällt ihr schwer, denken fällt ihr schwer. Alles fällt ihr schwer.

21. Juni, Abflug zum lange geplanten Familienurlaub in den USA. Nora sagt ihrem Mann und den Kindern, zehn und 13 Jahre alt, dass sie ohne sie fliegen sollen. Die Kinder weinen.

Sie zieht für die Ferienwochen zu ihrer Mutter. Und wird selbst zum Kind. Kann sich nicht mehr selbst versorgen. Kein Essen mehr zubereiten, nicht mehr in der Dusche stehen. Nichts lesen, nichts hören. Die Ohren schmerzen. Die Augen vertragen kein Licht. Sie liegt mit Sonnenbrille im abgedunkelten Zimmer. Bis ihre Mutter sie ins

Krankenhaus bringt. Ärzte stehen um ihr Bett, hätten mit den Schultern gezuckt. Dann kommt eine junge Psychiaterin ins Drei-Bett-Zimmer.

Sie solle sich an den Tisch setzen, habe sie zu Nora gesagt. Sie könne nicht, habe Nora geantwortet. „Natürlich können Sie“, habe die Psychiaterin gesagt, „Sie wollen nur nicht.“ Nora verlässt die Klinik im Rollstuhl. Im Arztbrief steht: „Entlassen bei gutem Allgemeinzustand.“ Verdacht auf Depression.

Wenn sie die Kraft hat, forscht Nora nach. Klebt am Smartphone und liest Medizinartikel. Sie findet im Netz neben ME/CFS noch etwas anderes, das auf sie passen könnte: POTS. Posturales Tachykardiesyndrom. Ein übermäßiger Pulsanstieg im Stehen, der zum Hinsetzen oder Hinlegen zwingt. Die Ärzte sind skeptisch. Erst soll abgeklärt werden, ob sie nicht doch an einer Depression leidet. Zwei Wochen verbringt sie in der Psychiatrie eines Kreuzberger Krankenhauses, in dem meine Tochter geboren wurde. Im Bett neben Nora liegt eine Frau, depressiv.

„Von außen sahen wir beide gleich aus“, sagt Nora. „Zwei junge Frauen, die nicht hochkommen.“ Doch dann steht die andere auf, zieht den Rock an, hängt die Tasche um die Schulter, geht aus dem Zimmer.

Ende Juli. Ein Berliner Spezialist stellt die erste Diagnose: POTS. Für ME/CFS ist er nicht zuständig. Das wird ihr erst im September bescheinigt. Nun hat sie die Bestätigung für ihre Eigendiagnosen. Der Rest ist liegen. „Fünf Ikea-Schranktüren, die ich anschaue und die mich anschauen.“

Am schwersten seien Erinnerungen an glückliche Tage. Die Momente, wenn die Familie nach draußen geht, sich die Wohnungstür schließt - und sie zurückbleibt. Manchmal nehme sie Ohrstöpsel und darüber noch Kopfhörer, weil sie es nicht ertragen könne, das Lachen der spielenden Kinder im Hof. Die Geräusche von draußen, vom Leben. Fotos bei Facebook von Familien am Strand, beim Wandern in den Bergen werden an manchen Tagen zur Qual. Vor ein paar Wochen erst hat sie mir das gesagt. Ich habe diesen Sommer keine Urlaubsfotos gepostet.

Nora unterscheidet Menschen in „Drinnis“ und „Draußis“. Nora ist ein „Draußi“. Jemand, der gerne Neues entdeckt, lernt. „Für mich gibt es hier nichts zu lernen“, sagt sie.

Ich selbst lerne ständig. Mit jeder neuen Sprachnachricht. In meiner Vorstellung liegt die immer sehr schlanke Nora im Bett, ist nun richtig dünn, hat eingefallene Wangen. Das aber, lerne ich, ist nur bei ganz schlimmen Fällen so, Menschen, die keine Nahrung bei sich behalten können, künstlich ernährt werden müssen. Nora ist ein moderat-schwerer Fall. Ihr Körper giert nach Energie, nach Eiweiß, Eiern, Fleisch. Sie hat sieben Kilo zugenommen.

Ich lerne, mich von falschen Vorstellungen zu verabschieden. Kurz vor den Corona-Kontaktbeschränkungen, im Februar, gehe ich ins Potsdamer Filmmuseum. „Gundermann Revier“, ein biografischer Dokumentarfilm, den Noras Mann produziert

hat, wird gezeigt. Gundermann, der singende Braunkohltagebaubaggerfahrer aus der Lausitz. Im Abspann, bei den Danksagungen, steht der Name meiner Freundin. Zu Hause spreche ich ihr eine Nachricht auf: „Großartiger Film! Toller Abend!“

Ihre mit kraftloser Stimme gesprochene Antwort kommt am nächsten Morgen. Sie hat den Film noch gar nicht gesehen.

März 2020. An meinem 41. Geburtstag höre ich nichts von Nora. Sie liegt auf der Palliativstation einer Berliner Klinik und habe gedacht, sagt sie später, sie muss sterben. Ich poste ein Foto vom Ostseestrand, letztes Fischbrötchen vor Corona, während Nora ihren bislang schlimmsten Zusammenbruch erleidet. Sie kann nicht mehr richtig atmen, die Brustmuskeln sind zu schwach. Zumindest fühle es sich so an. Sie kann nicht mehr selbst essen, weil sie die Arme nicht bewegen kann. Ihr Mann ist beruflich verreist. Ihre Mutter füttert sie mit Babybrei. Kinderkost enthält wenig Energie. Die Mutter ruft den Notarzt. Der habe nicht weitergewusst. ME? Nie gehört.

Ihre Hausärztin besorgt ihr einen Platz auf der Palliativstation. Nora verabschiedet sich von ihren Kindern. „Ich dachte, das war es jetzt“, sagt sie. Aber Nora soll nicht zum Sterben auf die Station, sondern zum Leben. Weil der Pflegeschlüssel dort besser ist. Weil sie dort ein Einzelzimmer haben kann. Sie wird mit Zuckerwasser und Sauerstoff aufgepäppelt. Im Zimmer gegenüber stirbt ein junger Mann an Krebs, eines Morgens steht eine brennende Kerze vor seiner Tür. Die Intensivpflege zwischen den Sterbenden hilft ihr. Auch dabei, weiterleben zu wollen.

Aber manchmal gibt es sie doch, die dunklen Gedanken. Ein Palliativarzt hat ihr Morphium dagelassen. „Ich könnte es jetzt auch einfacher haben“, sagt Nora. Die Sprachnachricht hat sie mit einer Warnung versehen: „Manchmal will ich, dass es aufhört. Aber ich habe Kinder.“ Sie hat es ihrer Tochter versprochen. Die habe kontrolliert, ob Mama heimlich beim Schwur die Finger überkreuzt.

Als Nora auf die Palliativstation gebracht wird, ist Corona also in der Welt. Sie sagt, sie hat Angst, sich im Krankenhaus anzustecken. Das, denke sie, wäre dann wirklich das Ende. Dass es das Virus gibt, erfährt sie nicht zuerst aus den Fernsehnachrichten. Fernsehen geht schon lange nicht mehr. Sie hört es. Die Stadt, die sonst durch ihr Schlafzimmerfenster dringt, ist plötzlich leise.

Risiko und mögliche Rettung - für Nora und andere ME-Patienten ist Corona beides. Die Pandemie könnte die ME/CFS-Forschung vorantreiben, in Deutschland gibt es bislang keine staatliche Förderung dafür. Für die Pharmaindustrie scheint die Krankheit nicht lukrativ zu sein.

Nun gibt es Hinweise darauf, dass eine Corona-Infektion zu ME führen kann, sich Covid-19-Patienten nicht mehr erholen. Daten früherer Epidemien stützen die These. Von 233 Hongkonger Krankenhaus-Sars-Überlebenden, die vier Jahre nach dem Ausbruch untersucht wurden, berichteten gut 40 Prozent über ein chronisches Erschöpfungsproblem, bei 27 Prozent wurde ME/CFS diagnostiziert.

Darauf machen Betroffenenverbände und Wissenschaftler aufmerksam. Eine von ihnen ist die Immunologin Carmen Scheibenbogen. Die Professorin leitet die Immundefekt-Ambulanz der Berliner Charité. Gemeinsam mit einer Münchner Kollegin plant sie eine Studie für die Erfassung des Verlaufs von Sars- Cov2-Infektionen bei ME/CFS-Erkrankten. „Wir wissen, dass bei einer schweren Infektion, bakteriell oder viral, ein bestimmter Prozentsatz infizierter Personen mit einer ME/CFS-ähnlichen Erkrankung zurückbleibt“, sagt Scheibenbogen.

Derzeit werden viele Kranke in ihrer Verzweiflung zu ihren eigenen Ärzten, doktern an sich herum. Foren im Internet sind ihr Sprechzimmer und ihr Labor. Nora versucht es mit Nahrungsergänzungsmitteln. Sie sollen die Mitochondrien ankurbeln, die Zellkraftwerke, in denen Adenosintriphospat produziert wird, der Energieträger für alle Zellen. Sie schluckt Pillen aus dem Drogeriemarkt, fühlt sich erst besser - und landet in der Notaufnahme.

Später testet sie LDN. Niedrig dosiertes Naltrexon, das früher für Opiatentwöhnung eingesetzt wurde, nun bei Morbus Crohn und Multipler Sklerose. Es bewirkt, dass Nora länger sitzen kann. Gleichzeitig wirkt es gefäßerweiternd. Nicht gut bei POTS. Der Selbstversuch hat womöglich den Zusammenbruch ausgelöst, der sie auf die Palliativstation gebracht hat.

Zurzeit nimmt sie Tavor, das bei Angstzuständen und Schlafstörungen verschrieben wird. Sie kann sich damit länger konzentrieren, länger sprechen, sagt Nora. Aber sie verträgt es nicht, bekommt davon Magenschmerzen. Kopf oder Bauch. Nora hat sich für den Kopf entschieden.

Der sagt ihr manchmal, dass alles gut werden könnte, eines Tages. Dass der Körper doch funktionieren kann, wenn alle Rädchen richtig eingestellt sind. Vor einigen Wochen sei Nora früher aufgestanden als sonst, ins Bad gegangen, habe sich die Zähne geputzt und der Topfpflanze Wasser gegeben und ins Wohnzimmer geschaut. Habe sich für eine halbe Stunde normal gefühlt. „Das war, als wäre ich schon aufgewacht und die Krankheit schläft noch“, sagt sie.

„Die Krankheit hatte einen Anfang und sie wird ein Ende haben“, sagt ihr Mann. „Ich bin ihr Pfleger“, sagt er. Wenn er Nora früher ein Glas Wein gebracht hat, bringt er ihr jetzt die Waschschüssel. Nora hat Pflegestufe 2, ihr Mann bekommt 316 Euro im Monat für die Versorgung. Während Nora Gedanken an frühere Zeiten schmerzen, bauen sie ihn auf. „Wir hatten so viel. Viel gemeinsame Zeit für uns, für die Kinder. Reisen.“ Als er mit den Kindern allein die USA-Reise antrat, sei er noch überzeugt gewesen: Beim nächsten Urlaub ist Nora wieder dabei. In diesen Ferien ist er mit den Kindern an die Ostsee gefahren. „Ich bin jetzt alleinerziehend“, sagt er. Es ist eine Feststellung. Für die Kinder gebe es zwei Prämissen: Die Eltern dürfen sich nicht scheiden lassen und nicht sterben. Mit allem anderen lässt sich leben, irgendwie.

Nora hat einen Fünf-Jahres-Plan. Weil die Forschung innerhalb von fünf Jahren oft Sprünge macht. Weil die Welt jetzt auf Corona schaut und damit vielleicht auch auf ME.

Anfang Juli war Noras 45. Geburtstag. „Vor 20 Jahren, zu meinem 25., gab es ein wundervolles Fest im Garten meiner Eltern. Es wurde getanzt und ausgelassen gefeiert“, schreibt sie vorab bei Facebook, verbunden mit einem Spendenaufruf für eine Medizinstiftung. „Dieser Geburtstag wird ein stiller Tag sein. Ich werde in meinem Zimmer liegen. Glückwünsche nur von der Familie entgegennehmen können, weil alles andere - selbst Facebook - zu anstrengend wäre. Doch ich habe viele Wünsche. Sehr viele. Der größte Teil ist im Moment unerreichbar - etwa ein Spaziergang mit meinen Kindern oder einfach mal zum Italiener gehen mit meinem Mann.“

Meine Antwort war kurz: „Spätestens zu Deinem 50. tanzen wir wieder.“

Ein besonderer Fleck

Seit 30 Jahren betreiben die Brüder Jovan und Dragan Davcik eine Reinigung in Kreuzberg. Ein Leben an der Nahtstelle von Hoffnung, Lügen und Perchlorethylen

Von Moritz Honert und Maris Hubschmid, Der Tagesspiegel, 04.01.2020

Der eine ist Autolackierer, der andere fährt Brötchen aus, als bei einem Abendessen im Jahr 1989 das Angebot kommt, eine Textilreinigung im Kreuzberger Bergmannkiez zu übernehmen. Dass Jovan und Dragan Davcik zu diesem Zeitpunkt noch nie ein Hemd gewaschen haben, ist dem Besitzer egal. Ihnen auch. Noch am selben Abend schlagen sie ein – seit dem 1. Januar 1990 führen die Davciks die Geschäfte. 30 Jahre und mehr als eine Viertelmillion Kleidungsstücke später ist aus der Schnapsidee eine Lebensaufgabe geworden. Die Brüder kennen den Kiez von jeder noch so schmutzigen Seite.

„Die Leute lügen. Natürlich sagt keiner: Ich habe jemanden abgestochen, wenn er mit Blutflecken in der Jacke bei uns auftaucht. Immer war es ein Unfall, ein Fahrradsturz, Glatteis. Jung Verliebte sagen, sie hätten Zahnpasta- oder Joghurt-Flecken im Schritt, wenn sie es nicht aus ihren Klamotten geschafft haben. Und Sie würden sich wundern, wie viele ältere Herrschaften sich in Schokolade setzen. Selbstverständlich lassen wir das so stehen. Das Problem ist nur: Wenn wir nicht wissen, um was für einen Fleck es sich handelt, können wir ihn nicht angemessen behandeln.“ (Jovan)

Das Geschäft besteht aus einem Empfangsraum mit Tresen und einem schmalen Gang dahinter, links Kleiderstangen, rechts Bügelbretter. Oft müssen die Brüder die Stimme erheben, um das ständige Rauschen und Zischen der Maschinen zu übertönen. Sitzgelegenheiten gibt es nicht. Im Stehen erzählt Dragan, mit 54 der Jüngere der Brüder, wie sich die Nachbarschaft und das Geschäft gewandelt haben. Wenn sein

Bruder Jovan, 55, im Vorbeilaufen einen Kommentar dazwischenwirft, rollt er die Augen.

„Vor 30 Jahren bestand die Bevölkerung hier größtenteils aus Arbeitern. Die haben eine ganz andere Garderobe abgegeben. Brachten uns ihre eine gute Hose, ihr eines gutes Jackett, das sie zum Ausgehen angezogen haben oder in der Kirche. Dann kamen mehr und mehr Geschäftsleute, die sitzen den ganzen Tag am Schreibtisch. Die tragen keine Latzhosen, sondern Oberhemden. Anfangs hatten die noch Frauen, die für sie gewaschen und gebügelt haben. Aber die Zeiten sind vorbei. Heute haben wir viel mehr Designergeschichten. Sehen Sie mal, das Kleid, das die Dame gerade abholt. Das ist die Betreiberin des Restaurants in der Markthalle nebenan, die war auf irgendeinem Ball. Es gibt hier auch viele jüngere Menschen, die Musiker oder selber in der Modebranche sind und außergewöhnliche Textilien haben. Gerade habe ich wieder einen Fall, da kostet ein T-Shirt 350 Euro. Das darf nur mit einer bestimmten Flüssigkeit gereinigt werden.“ (Dragan)

„Die Kundinnen tragen heute Seidenblusen. Den Fehler, die zu Hause zu waschen, machen die nur einmal. In Kreuzberg ist alles härter. Auch das Wasser. In den Neunzigerjahren trugen die Kreuzberger noch nicht Joop, aber sie haben ihre Sachen besser gepflegt. Es gibt Kunden, da ekelt selbst uns das, wenn wir das Garderobenstück sehen. Neulich kam ein Kunde, der war nass geworden im Regen und fragte, ob wir seine Daunenjacke kurz in den Trockner schmeißen könnten. Die trug er seit 15 Jahren und hatte sie nie gewaschen. Der hatte ’ne junge Frau neben sich und ein kleines Kind, da habe ich überlegt, in was für Sachen müssen die schlafen?“ (Jovan)

„Im Viertel ist definitivmehr Geld vorhanden als früher. Schick finde ich die Kreuzberger unterm Strich trotzdem nicht. Unser Ursprung ist im ehemaligen Jugoslawien, die Menschen verdienen weniger, aber sie sehen deutlich eleganter aus. Vor 30 Jahren waren die Klamotten weniger exklusiv im Sinne von extravagant und hochpreisig, aber sie hatten eine andere Qualität. Wir haben ein paar Kunden, die bringen noch Sachen aus den 60ern. Sehen Sie mal dieses Tweedjackett: Das ist viel dicker, robuster. Unser Vater hatte Anzüge, da konntest du dran ziehen, die Dinger waren nicht kaputt zu kriegen. Heute müssen die Sachen nur so lange halten, wie die

Gewährleistung reicht. Dann kann man dabei zusehen, wie sie kaputtgehen. Du kaufst dir einen Anzug von Armani und nach zwei Jahren glänzt der und die Nähte gehen auseinander.“ (Dragan)

Im Boden hinter dem Tresen ist eine Falltür. Jovan hebt sie hoch und steigt eine steile Holzstiege hinab. Im Keller stehen Plastikwannen und ein Tisch. Hier wird die Kleidung sortiert, werden Flecken vorbehandelt. Draußen über dem Eingang steht in großen Lettern: Vollreinigung. Das heißt, gezielte Fleckenbehandlung ist im Preis inbegriffen und darf nicht extra berechnet werden.

„Viele Menschen verstehen ja gar nicht, was eine Reinigung überhaupt ist: Klassisch kommt bei uns überhaupt kein Wasser zum Einsatz. Wir reinigen Textilien mit Perchlorethylen. Das ist schonender für das Gewebe, weil es die Faser nicht aufquellen lässt – Sie wissen schon, dieses Gitter, das man immer in der Waschmittelwerbung sieht. Waschpulver und Wasser spülen die Flecken weg. Aber wenn die Faser einmal aufquillt, schließt sie sich nie wieder so, wie sie aufgegangen ist. Sie verliert Farbe, verformt sich, läuft vielleicht ein. Das passiert bei der chemischen Reinigung nicht – dafür kriegen wir damit nur Flecken raus, die auf der Faser aufliegen. Viele Kunden kommen erst, wenn sie zu Hause gescheitert sind. Das erschwert unsere Arbeit erheblich. Der erste Versuch ist der entscheidende. Wir haben einen gewissen Ehrgeiz, der ist mit der Zeit gewachsen. Und fünf Vorbehandlungsmittel, die wir selber gemischt haben. Sie dürfen das Material nicht beschädigen, die Farbe nicht beschädigen, aber Siewollen, dass der Fleck rausgeht. Das ist jedes Mal ein Krimi. Die meisten Hemden kann man ganz normal waschen, reine Baumwolle sogar auskochen. Die sehen wir hier aber immer seltener. Menschen wollen es bügelleicht und knitterfrei, also wird Polyesterverarbeitet. Manchmal haben wir Pilotenkleidung von der Lufthansa, da ist fünf Prozent Gummierung dabei, damit sie nicht knautscht. Ein reines Baumwollhemd ist nie knitterfrei. Wer aber seine Maschine bis zum Anschlag vollknallt und bei 1400Umdrehungen schleudert, darf sich nicht beschweren. Ich schleudere grundsätzlich nur mit 800 Umdrehungen –alles, was darüber geht, zerbricht die Faser. Weil immer weniger Menschen Lust und Zeit haben, sich mit so was zu beschäftigen, bieten wir neben der chemischen Reinigung mittlerweile auch Wäscheservice an. Im Grunde war das die gravierendste

Veränderung indenzurückliegenden30 Jahren: dass wir Waschmaschinen angeschafft haben, zwei Stück. Und bevor Sie jetzt fragen: Dass Waschmaschinen Socken fressen, ist technisch nicht möglich. Da ist vor dem Ablauf ein Filter. Wir können Ihnen sagen: Männer bringen uns tütenweise Hemden, und was fällt dann fast jedes Mal mit heraus? Eine einzelne Socke.“ (Jovan)

Oben am Tresen legt gerade ein Kunde vier Hemden und eine Weste auf den Tresen. Jovan beugt sich darüber. „Was gab’s denn Leckeres?“

„Die häufigsten Flecken sind Tee, Kaffee, Essen, Soßen. Man kennt das: Das letzte Salatblatt rutscht von der Gabel. Öl geht aber gut raus, Fett überhaupt. Na klar stehen hier Männer mit Lippenstift am Hemdkragen und sind erleichtert, wenn wir sagen: kein Problem. Vergessen Sie bei Rotweinflecken das Salz. Sprudel ist das Beste! Immer wieder nachkippen, zwei bis drei Stunden lang. Edding ist hartnäckig, bei Marker und Acrylfarbe gebe ich keine Versprechen. Heikel sind auch Cocktails mit grellen Farben und Früchten. Am allerschwierigsten aber ist gelber Blütenstaub, wenn der mit Wasser in Verbindung kommt, so was wird ja auch als Färbemittel benutzt. Gelbe Blumen sind der Feind.“ (Dragan)

Am Ende des schmalen Ganges mit den Bügelbrettern führt eine Tür in den Hinterhof. Im Gartenhaus haben die Brüder eine Bügelstation eingerichtet. Gerade zieht ein Mitarbeiter ein hellblaues Hemd über eine Art Schaufensterpuppentorso. Auf Knopfdruck wird wie mit einem riesigen Fön Luft in das Hemd gepustet.

„Es gibt Luxusmaschinen mit Computersteuerung, die blasen dir ein Hemd in 45 Sekunden faltenfrei. Aber so was kostet 35000 Euro. Das hier ist die abgespeckte Version, wir puppen nur vor, lockern die Faser 25 Sekunden lang, dann wird jedes Hemd von Hand nachgebügelt. Das schont die Nähte. Ich schaffe ein Oberhemd in zwei Minuten, mit Zuknöpfen, Kragen, Arm, Manschette. Bei schwieriger Baumwolle brauche ich etwas länger. Damenblusen kosten mehr als Männerhemden, weil sie tailliert sind. Die müssen wir viel öfter drehen. Der Preis setzt sich ja aus mehreren Komponenten zusammen. Wenn ich sehe, dass jemand eine Hemdreinigung für einen Euro anbietet, kriege ich so’nen Hals. Man muss schon einen gewissen Preis auffahren, um eine bestimmte Qualität umzusetzen.“ (Dragan)

„Die Maschine für die chemische Reinigung hat ein Volumen von 20 Kilo, das sind etwa 20 Anzüge. Mit 15, 16 Kilo müssen wir die schon beladen – so eine Maschine zu starten kostet eine Menge Geld! Strom, Öl, Wasser – die Maschine braucht 400 Liter allein zum Kühlen. Das Perchlorethylen bewegt sich preislich zwischen vier und sechs Euro das Kilo. Die Maschine hat drei verschiedene Tanks. Allein die erste Charge zieht 40 Liter Perchlorethylen. Fünf Minuten wird vorgereinigt, dann kommt diese Brühe, durch die der Schmutz vom Gewebe runtergespült wird. Würden wir einen Anzug separat reinigen, müssten wir 150 Euro nehmen. Früher wurde Wäsche lastwagenweise nach Polen gefahren. Da gab es Subventionen und geringe Personalkosten. Großwäschereien nehmen heute einen Kilopreis von 1,30 Euro. Hotelketten wie Hilton haben Tonnen von Handtüchern, da sind ein paar Cent, die man pro Kilo spart, viel Geld. Aber seit Polen in der EU ist, ist es da auch teurer geworden.“ (Jovan)

Feste Regeln, wie sie sich die Tage aufteilen, haben die Brüder Davcik nicht. Heute war Dragan um acht da, Jovan kam um 15 Uhr. Gleich will Dragan noch Wäsche an Partner ausfahren – Leder, Teppiche, Bettlaken und -bezüge, die gemangelt werden müssen, reichen sie an Spezialisten weiter. Jovans elfjährige Tochter Katarina ist an diesem Nachmittag auch im Laden. Sie verbringt ihre Zeit oft hier bei ihrem Vater. Übernehmen will sie das Geschäft aber nicht. Auch Dragans 22-jährige Tochter möchte lieber Erzieherin werden. Begannen Anfang der 90er Jahre jährlich bis zu 25 Berliner eine Ausbildung zum Textilreiniger bei der Handwerkskammer, sind es in der ganzen Stadt aktuell nur noch zwei.

„Theoretisch kann jeder eine Reinigung eröffnen. Man braucht lediglich ein Zertifikat als Umweltfachmann. Wir hatten, als wir hier anfingen, das Glück, dass es eine erfahrene Mitarbeiterin gab. Die hat uns alles gezeigt. Ein bisschen was mitbringen sollte man aber schon: Vor allem Stehvermögen. Die Schuhe scheuern bei uns als Erstes durch. Wir haben mal eine neue Kollegin angestellt, die brauchte nach 20 Minuten die erste Pause, sagte, sie müsse sich hinsetzen! Das hat keinen Sinn. Viele junge Menschen sind heutzutage nach wenigen Stunden platt.“ (Jovan)

Im Raum Berlin sind laut der Textilreiniger Innung Berlin-Brandenburg 1200 Menschen in Textilreinigungen beschäftigt. Eine Meisterpflicht ist seit Anfang der

90erJahre nicht mehr gegeben. Der Frauenanteil liegt bei über 90 Prozent. Die Zahl der Betriebe ist von 480 auf 70 zurückgegangen. „Das hat auch mit Umweltauflagen zu tun. Wir stehen unter strenger Kontrolle. Perchlorethylen ist eine giftige Chemikalie, sie muss in der Maschine bleiben, in einem geschlossenen System. Wenn die in den Gulli gelangt, verpestet sie das Grundwasser, und wir landen beide im Knast. Jede Maschine wird beantragt und registriert, neue werden kaum mehr genehmigt. Das Umweltbundesamt will uns aus der Stadt raushaben. Große Betriebe wie Sonnenschein, Topclean oder Kindermann haben heute lediglich Annahmestellen quer durch Berlin und reinigen irgendwo im Industriegebiet.“ (Jovan)

Die Türglocke bimmelt. Eine Kundin gibt ihren gelben Abholschein ab. Jovan geht die Reihen mit den Kleidern ab, eine Minute später händigt er die gesuchten Stücke aus, ordentlich auf Drahtbügel gehängt.

„Die Bügel holen wir neu aus dem Karton. Die können wiederverwertet werden wie Eierpappen. Bisher bringt vielleicht nur jeder Sechste die Bügel zurück. Aber da verändert sich was im Bewusstsein, gerade in Kreuzberg. Wir fragen auch, ehe wir ein Stück in Schutzfolie hüllen. Nach dem Verpackungsgesetz dürfen wir die ab 2020 ohnehin nicht mehr gratis abgeben. Dass ein Kleidungsstück wegkommt, ist wirklich selten. Jedes Stück, das hier reingeht, kriegt eine Nummer. Es kann nur etwas passieren, wenn jemand 22470 statt 22370 eintippt, dann wird das falsch deklariert und fällt aus dem System. Das Erstaunliche ist: Es gibt Kunden, die nehmen anstandslos ein Stück mit nach Hause, das ihnen nicht gehört. Für solche Fälle sind wir versichert. Ersetzt wird allerdings nur der Zeitwert, und es muss eine Rechnung organisiert werden. Sind die Sachen schon älter, wird Geld abgezogen.“ (Dragan)

„Öfter als dass wir etwas verlieren, finden wir aber etwas. Ketten, Schlüssel, Handys, Ausweise – da gähnen wir nur noch. Einmal flogen beim Sortieren abends bündelweise Hunderter durch die Gegend. Über 3000 Mark! Das war der Umsatz des griechischen Restaurants um die Ecke. Am nächsten Morgen kam die Frau des Inhabers, ganz aufgeregt. Ein Mann war verzweifelt, weil er sein Viagra im Jackett vergessen hatte. Wir müssen routinemäßig alle Taschen kontrollieren und legen das dann beiseite. Wenn uns ein Kugelschreiber in die Maschine gerät, sind alle Sachen hin.“ (Jovan)

„Wenn ein Sakkoknopf irgendwo hängen bleibt und zerreißt was, da hat niemand Einfluss drauf. Da können wir uns nur noch entschuldigen und die Versicherung zahlt. Gleich in unserer Anfangsphase hat eine Kundin eine grüne Jacke gebracht. Die durfte laut Etikett mit Perchlorethylen gereinigt werden. Als sie aus der Maschine kam, war die ein einziger Klumpen. Die grüne Beschichtung hatte sich gelöst und haftete an sämtlichen anderen Textilien. Das war ein Schaden von weit über 6000 Mark. Die Jacke hatte sie im KaDeWe gekauft. Zunächst hat unsere Versicherung alle geschädigten Kunden ausbezahlt. Dann hat sie sich die Summe komplett vom Kaufhaus wiedergeholt. Die haben es sich vom Hersteller wiedergeholt. Der muss für seinen Pflegehinweis garantieren.“ (Dragan)

Unmittelbar hinter dem Schaufenster führt eine Holztreppe auf einen Zwischenboden. Dort werden unter anderem Textilien aufbewahrt, die nicht abgeholt wurden. „Wir sind verpflichtet, Waren bis zu zwölf Monate aufzubewahren. Nach drei Monaten im Laden dürfte ich sie auslagern, aber wir haben kein Lager. Deshalb der Zwischenboden. Manchmal fragen Obdachlose nach einer Jacke oder Hose. Ein paarmal haben sich Bekannte was ausgesucht. Selber mag ich es nicht, gebrauchte Sachen zu tragen. Pro Jahr machen wir mindestens fünf Säcke voll. Menschen sterben oder ziehen weg, ihr Geschmackändert sich, ich weiß es nicht. Ich verstehe nicht, dass jemand seinen Anzug einfach hängen lässt.“ (Dragan)

Es wird Abend. Jovan geht ein paar Meter weiter Currywurst und Pommes Frites für sich und seine Tochter holen. „Ausnahmsweise!“ Dragan sieht auf die Uhr, er will aufbrechen, die Wäsche ausliefern, und dann nach Hause. „Wenn wir hier vor die Tür gehen, kennen wir immer irgendwen. Gerade ältere Kunden suchen das Gespräch. Wer diesen Beruf macht, das ist vielleicht das Wichtigste, muss Menschen mögen. Mein Bruder scherzt gern, ich höre vor allem zu. Schön ist, wenn Erwachsene erzählen, dass sie schon als Kinder bei uns waren und ein Bonbon aus der Blechdose bekommen haben. Das gibt es bei uns bis heute. Nur fragen wir jetzt vorher die Eltern. Ich fühle mich wohl im Kiez, aber wir haben tagsüber genug Kreuzberg. Darum wohne ich in Mariendorf. Mein Bruder wohnt in Tiergarten, wo wir aufgewachsen sind. In der Reinigung waschen wir mit Persil oder Ariel. Das kaufe ich auch für zu Hause. Wenn bei Lidl oder Aldi eine Großpackung im Angebot ist, fahren wir hin.

Falls Sie noch einen Tipp für daheim wollen: Trockner sind Energieschleudern, und man muss damit umgehen können. Ich würde nie ein Kleidungsstück aus der Maschine holen und bis zum Schluss durchtrocknen. Ich trockne gerne an und lasse die Sachen dann über Nacht an der Luft hängen. Am nächsten Morgen noch mal für zehn bis 15 Minuten in den Trockner. Selbst Handtücher werden so butterweich.“ (Dragan)

„Ich wasche zu Hause grundsätzlich nicht. Das macht meine Frau. Die lässt sich da auch nicht reinreden.“ (Jovan)

Nachtfalter

Wenn es dunkel wird, geht Morris Pudwell auf Tour. Der Berliner fotografiert, was Klickzahlen und Auflage bringt: brennende Häuser, Autowracks, Tote unter Abdeckplanen. Auch der rbb kauft seine Bilder. Unterwegs mit einem Getriebenen.

Von Sebastian Schneider, rbb|24, 14.03.2020

Pudwell stoppt auf der Straße, verzichtet wie immer auf den Warnblinker, schält sich aus dem Massagesitz und sagt leise: "Das ist meins." Er schleicht die paar Meter mehr als dass er läuft, viel flinker, als es seine breite Gestalt vermuten lassen würde. Vier Polizisten mit Taschenlampen und Gummihandschuhen beugen sich in einen Skoda. Der linke Kotflügel ist fast abgerissen. Sie bemerken den Fotografen erst, als er schon neben ihnen steht. Morris Pudwell, schwarze Wollmütze und die Miene eines schweigsamen Dockarbeiters, hat es eilig, aber er weiß, was sich gehört: Er wartet, bis ein Beamter auf ihn zugeht. Sie reden kurz, kein anderer kann sie hören. Dann darf er loslegen.

Die Polizisten beäugen die Beweisstücke im Wagen wie Sammler seltene Riesenmotten. Pudwell knipst die Sturmhauben und Cuttermesser, die Sim-Karten und das I-Phone auf dem Beifahrersitz. Jemand hat es in Alufolie eingewickelt, damit man es nicht orten kann. Die vier Männer aus dem Auto sind nach dem Crash davongerannt, sagen Zeugen. Es lief folgendermaßen: Die vier waren wohl unterwegs zu einem Bruch, aber die Hellsten können sie nicht gewesen sein. In Neukölln fiel ihr Kombi mit dem exotischen Kennzeichen Rotenburg/Wümme einer Streife auf, weil er über eine rote Ampel fuhr. Dann über noch eine. Als die Polizei den Wagen stoppen wollte, gab der Fahrer Gas.

Es entspann sich eine Hochgeschwindigkeitsnachfahrt, wie sowas in der Akte heißt, mit 80 Sachen am Landwehrkanal entlang. Fußgänger mussten aus dem Weg springen. In einer Kurve gewannen die Fliehkräfte und der Skoda krachte in zwei

parkende Autos. Keine Verletzten, wenigstens. Ganz okaye Geschichte bis hierher, wird Morris Pudwell später sagen. Aber richtig gut wurde sie erst, weil einer der vier seine Kontoauszüge in dem Auto liegen gelassen hat: Bilal R., Sprössling einer Berliner Großfamilie, die die Polizei gut kennt, weil sie viele kriminelle Angehörige hat. Einer der Polizisten liest den Namen jetzt auffällig laut vom Papier ab. Es ist ein bisschen albern, und Profi Pudwell weiß natürlich, dass das kein Zufall sein kann. Als der Abschleppwagen kommt und den Skoda hochhievt, hat er alles, was er braucht. Kein anderer Fotograf zu sehen, der Tipp kam exklusiv. Es ist kurz vor 23 Uhr. Er startet den Motor.

Morris Pudwell ist 37 Jahre alt, mittelgroß, mittelschwer, hat eine angenehm weiche Stimme und ein Gesicht zum Vergessen. Er kann sich gut dumm stellen. All das darf Pudwell als Kompliment begreifen, denn er arbeitet als Blaulichtfotograf. Sechs Nächte die Woche jagt er Verbrechen, Unfällen, brennenden Häusern hinterher. "Das Adrenalin kann süchtig machen. Ich weiß, dass was passieren wird. Ich weiß nur noch nicht, wo", sagt er.

Beliebt macht ihn dieser Job nicht. Er wurde so oft bedroht, dass er sich einen doppelten Sperrvermerk einrichten ließ: Fragt man beim Einwohnermeldeamt nach ihm, bekommt man keine Auskunft. Will ein Polizist sein Kennzeichen im Computer überprüfen, muss er sich die Erlaubnis seines Vorgesetzten holen. Und auch dann wird der Name des Beamten gespeichert. Es passt ihm daher gut, wenn sich niemand an den Typen mit der schwarzen, sackigen Jacke und den bleich gewaschenen Jeans erinnert. Und deshalb will er auf den Fotos für diese Reportage auch nicht erkannt werden.

Der Quereinsteiger Pudwell lebt seit fünf Jahren von den Schattenseiten dieser Großstadt: von menschlichen Tragödien, zerstörten Existenzen, den Folgen ungeheurer Brutalität. Viele Menschen interessiert das. Seine Facebook-Seite "Einsatzreport Berlin" gefällt knapp 8.000 Leuten. Auch wir kaufen von ihm. Meldungen mit seinen Fotos zählen zu den am besten geklickten auf rbb|24. Pudwell beginnt seine Schicht immer gegen 19 Uhr, dann, wenn die Agenturfotografen langsam Feierabend machen. Ist er fertig, finden wir im Posteingang der Redaktion, was die Nacht an Schrecklichkeiten gebracht hat. Manchmal hat Pudwell uns zehn

Mails geschickt. An seinen ersten Toten kann er sich schon lang nicht mehr erinnern, sagt er.

Pudwells Bilder zeigen Kriminaltechniker in weißen Schutzanzügen, die auf einem Gehweg knien und Patronenhülsen einsammeln. Die Leiche eines Rentners auf einem Parkplatz. Unter der Plane lugt seine Aktentasche hervor. Eine brennende Lagerhalle, vor der ein einsamer Feuerwehrmann steht, Flammen erleuchten den Nachthimmel. Ein schwarzes SUV neben einem Laternenmast, die Front eingedrückt, Reste eines durchbrochenen Bauzauns. Vier Fußgänger hat der Fahrer bei dem Unfall getötet. Das Foto, sagt Pudwell, war 2019 sein erfolgreichstes.

25 Euro brutto kriegt er für jedes Bild, das er online veröffentlicht, Print bringt ein bisschen mehr. Er sagt, er halte sich immer an den Pressekodex. Keine unbedeckten Leichen zum Beispiel, keine Opfer, die erkennbar sind. Er könne sowieso kein Blut sehen. Fehlt Morris Pudwell mal ein paar Tage, was er sich selten erlaubt, versiegt der Strom. Dann müssen wir den Standard nehmen: Polizei-Blaulicht oder Rettungswagen, neutrales dpa-Zeug. Was Besseres kriegen wir nicht.

Pudwell gleitet in seinem Auto den Kottbusser Damm entlang: ein schwarzer Kombi mit 211 PS. Er sieht aus wie ein Walhai mit breiter Schnauze. Die Welt da draußen klingt wie in Watte gewickelt. Sucht Pudwell eine Adresse im Navi, fährt er mit einem Fadenkreuz-Symbol über den Stadtplan. Sein Fahrzeug ist sauber wie ein Mietwagen. Unordnung ertrage er nicht. Um das mit seinem Namen zu klären: Morris Pudwell heißt wirklich so. Er stammt aus Berlin, das "Pud" spricht sich wie in "Pudding". Seine Vorfahren gehörten zu verarmtem britischem Adel. Vor Jahrhunderten wanderte ein Teil von ihnen nach Ostpreußen aus und wurde von dort nach Berlin vertrieben. "Der englische Vorname ist nur Zufall. Der gefiel meiner Mutter einfach", erzählt Pudwell.

Aus den Boxen stampft Scooters "Back in the U. K.", Pudwell hört am liebsten Eurodance aus den 90ern. Er ist Kleingärtner, sammelt teure Modellautos und verabscheut Kippen, Kaffee und Bier. Stattdessen trinkt er fast ausschließlich Energy Drink. Mit der Ein-Liter-Flasche "Effect" kann man ihm eine große Freude machen. Aber bitte nur den mit Zucker. Die Lehne hat er weit zurückgedreht. Sein Gefährt

verlässt der Jäger nur so lang wie unbedingt nötig. "Es ist mein Büro und ich hab's gern bequem", sagt er. Aber Morris Pudwell hat unruhige Augen. Sein Blick verrät, dass er immer auf Empfang ist. Alles, was er wissen muss, erreicht ihn auf dem Handy. Es brummt alle paar Sekunden.

Seit der Polizeifunk 2016 digitalisiert wurde, kann man ihn nicht mehr abhören. Verboten war es auch vorher, daran verdienten manche gut. Es gab einen Typen, der jede Nacht lauschte und die Infos dann an Berliner Medien verkaufte - wohl auch an Berufsverbrecher. Eines Tages verschwand er einfach. Es gibt bis heute keine Spur von ihm.

Pudwell kriegt seine Tipps heute von Feuerwehrleuten, Sanitätern, Kollegen und Polizeibeamten. Er gibt ihnen das Gefühl, auf ihrer Seite zu stehen. Viele kotzen sich bei ihm aus, weil sie finden, dass ihre Vorgesetzten die Lage schönreden. Manche genießen einfach die Aufmerksamkeit. Es braucht Monate, um das nötige Vertrauen aufzubauen. Die Polizisten registrieren genau, wer sich da nachts herumtreibt. Sie lassen es einen nur nicht gleich spüren. Bei einer Serie von Brandstiftungen war Morris Pudwell so oft als erster am Tatort, dass irgendwann LKA-Leute bei ihm zuhause klingelten. "Sie wissen doch, dass es mein Job ist, von solchen Dingen zu wissen", habe er nur gesagt.

Den Fachjargon der Rettungsstelle hat er sich selbst beigebracht: "BRAND4" zum Beispiel oder "TH2". Dann rückt die Feuerwehr mit einem Kran aus. Alle guten Polizeireporter müssen diese Einsatzstichwörter kennen. Sie sind ihre Fährte. Mehr über seine Quellen will Pudwell nicht veröffentlicht sehen. Das war der Deal.

Schon nach der zweiten Tour mit ihm nimmt man die Straßen intensiver wahr. Er deutet kurz nach rechts, da parkt ein BMW ohne Räder. Die Diebe haben ihn auf Steine gebockt. Er zeigt die Funkantenne auf dem VW Sharan, an der man Zivilpolizei erkennt. Auf der Gegenfahrbahn sieht Pudwell den Kleinbus der Brennpunktstreife, die Typen fürs Grobe. Er wendet und folgt ihnen zum Kotti. Obdachlose in Rollstühlen, Crack rauchende Kranke mit toten Augen, Schlafsackberge unter der U-Bahn-Brücke. Plötzlich springen zwei Polizisten raus und drücken einen Mann an eine

dunkle Hauswand. "Dealer. Lohnt sich nicht", brummt Pudwell. Er klingt wie ein Connaisseur, der den Gruß aus der Küche verschmäht.

Was sich lohnt: Brände, tödliche Unfälle, Mord und Totschlag. Letzteres aber kriegt man in Berlin statistisch nur alle zehn Tage. Deshalb guckt Pudwell auch weiter draußen.

Es riecht nach nasser Wiese. Morris Pudwell stapft neben der Autobahn durch die Finsternis und versucht, nicht in eins der fußgroßen Löcher zu treten. Der Anrufer hatte gesagt: "Komm raus auf die A10. Wirst du nicht bereuen." Zwei Polizisten haben einen gesuchten Mörder auf dem Standstreifen gestoppt. Als sie zu ihm liefen, soll er eine Waffe gezogen haben. Jetzt ist er tot, getroffen von fünf Kugeln. Mit seinem Tele kam Pudwell nicht nah genug ran. Also musste er runter in den Morast, genau wie die anderen. Jetzt klettert er schnaufend einen Abhang hoch und drückt Äste zur Seite. Dann hat er freie Sicht. Die Szene ist ausgeleuchtet wie ein Filmset. Auf dem Foto, das eine halbe Stunde später online geht, sieht man den roten Mazda des Erschossenen. Die immer noch leuchtenden Scheinwerfer, drei Löcher in der Fahrertür, die zersplitterte Scheibe.

Nach ein paar Minuten entdeckt ihn ein Beamter, dürr wie ein Kleiderständer, und leuchtet ihm ins Gesicht. "Reicht jetzt", sagt er in einem Ton, als hätte er einen Nachbarsbubi beim Klingelstreich erwischt. "Wir machen nur unsere Arbeit", antwortet Pudwell. Er wird den gesamten Weg zurück zum Absperrband eskortiert. Verdruckstes Schweigen. Der Polizist lässt sich den Perso zeigen, kritzelt in sein Notizheft – dann darf der Fotograf gehen. Es wirkt alles wie einstudiert. "Was will er schon machen? Da wird gar nichts passieren", zischt Pudwell, als er auf der Brücke neben den anderen Kameraleuten steht.

Alle warten jetzt auf den Bestatter. Sie brauchen die Bilder, wie der Sarg in den Leichenwagen geschoben wird. Zwei Stunden vergehen. Gaffer halten an und fragen, was passiert ist. Es ist saukalt. Die Männer am Geländer sind Veteranen der Voyeurismusbranche, manche seit mehr als 20 Jahren im Geschäft. Sie machen Witze über Gewichtsprobleme und Kurzsichtigkeit. Meistens aber gucken sie schweigend auf ihre Handys, um keine bessere Geschichte zu verpassen.

Drei Fotografen teilen sich nachts Berlin und ein bisschen Brandenburg. Einer beliefert "Bild" und "B.Z.", einer die "Morgenpost" und Pudwell alle anderen. Letztes Jahr hat mal ein Neuer versucht, ins Geschäft einzusteigen, erzählt er, aber sie haben ihn rausgedrängt. Nicht mit ihm geredet, herausgefunden, dass er im Knast gesessen hat und das ein paar Leute wissen lassen. Er bekam keine Aufträge mehr. "Ein bisschen recherchiert", nennt Pudwell das.

In vielen Nächten treffen sich die Profis in einer Tankstelle im Osten der Stadt. Sie essen zusammen Knacker und besprechen Verbrechen. Es sind wirklich leckere Knacker, muss man sagen. Die Männer reden über die Bilder in ihren Köpfen, die geblieben sind. Die meisten wickeln sie in tiefschwarzen Sarkasmus. Er hilft, um den Horror zu verarbeiten. Ihre Auftraggeber betrachten so viel Verbrüderung mit Argwohn. Die Nachtjäger sollen die Konkurrenz ausstechen, sonst nichts. Aber was wissen diese Leute von der Straße? Niemand schafft die ganze Stadt allein. Die Berliner Feuerwehr hat in 24 Stunden durchschnittlich mehr als 1.200 Einsätze.

Das Problem ist: Vieles stellt man sich erstmal schaurig vor, es erledigt sich aber noch auf dem Weg zum Einsatzort. Die meiste Zeit jagen die Fotografen Geistern hinterher. In einer Nacht Anfang Februar verfolgt Morris Pudwell einen Streifenwagen über die Hermannstraße, der dann doch nur einen besoffenen Fahrradfahrer anhält. Tappt über verwaiste S-Bahnsteige, weil er vor dem Bahnhof ein Polizeiauto entdeckt hat. Rast von Kreuzberg bis ins tiefste Johannisthal, weil sich zwei vor einer Bar gehauen haben sollen. Dort erwartet ihn nur besenreines Nichts. Aber es zählt nur, was hätte sein können.

Deshalb muss man den Notfall wittern, bevor es andere tun. Pudwell kann Krankenwagen, Polizeiautos und Löschfahrzeuge am Klang ihrer Sirenen unterscheiden. Bei unserem ersten Treffen im vergangenen Sommer rauchte er Shisha Birne auf der Terrasse eines Cafés. Mitten im Gespräch schreckte er auf, von irgendwoher trötete es schwach. Blick aufs Display. "Wohnungsbrand um die Ecke, schätze nichts Großes. In zehn Minuten sind wir wieder da", sagte er. Es wurden dann acht. Ein kokelnder Topf auf dem Herd, Pudwell stieg nicht mal aus. Er sagte den exakten Zeitpunkt voraus, an dem das Feuerwehrauto um die Ecke biegen würde.

Zurück im Café bestellte er die nächste Wasserpfeife. Um seinen Hals hing ein giftgrünes Schlüsselband, auf dem stand: "Berliner Arroganz".

Vor seinem jetzigen Job hatte Morris Pudwell neun andere, nirgendwo hielt er es lange aus. "Ich mag Gleitzeit und habe ein Autoritätsproblem", sagt er. "In meinem Zeugnis wird nie stehen, dass ich teamfähig bin." Er machte eine Ausbildung zum Metallbauer, leitete die Obst- und Gemüseabteilung eines Supermarktes, fuhr Mietwagen in Parkhäuser und Aufzugteile quer durchs Land. Zuletzt drehte er Leuten überteuerte Internetverträge an. Er wurde krank und kündigte.

Weil er nun viel Zeit hatte, beschäftigte er sich mit dem, was ihn schon als Kind faszinierte: Verbrecher fangen. Pudwell wäre gerne selbst Polizist, das gibt er sofort zu, wenn man ihn fragt: "Einen Tag mal richtig aufräumen". Aber daraus wird nichts. Er hat sich früher ein paar Dinger geleistet, die er heute lieber nicht über sich lesen will. Also musste er auf die andere Seite des Absperrbandes.

Zuerst half er einem Blaulicht-Fotografen, den er über ein paar Ecken kannte. Heute reden die beiden nicht mehr miteinander. Er fuhr zu Einsätzen, die der andere nicht schaffte, die Bilder machte er mit seinem Handy. Dann kaufte sich Pudwell eine Kamera auf Raten. Seine Ware schickte er jetzt selbst an Redaktionen. So oft, bis die ihn nicht mehr ignorierten. Auch uns ließ er nicht in Ruhe. "Ich kannte keine Sau. Aber ich war dreist genug", sagt er über diese Zeit. In der Redaktion hielten wir ihn für ein Phantom mit Fantasienamen: Morris Pudwell? Wer war dieser Typ?

Als es gerade besser lief, musste er seinen Lappen abgeben. Seine Freundin machte nur ihm zuliebe erst den Führerschein und kurvte ihn dann mehr ein Jahr lang nachts durch Berlin. "Natürlich hatte ich keine Lust, auch bei dem hundertsten Alarm rauszufahren. Aber ich habe gesagt, ich unterstütze ihn bei allem, was er wirklich will. Voraussetzung ist, dass es funktioniert. Und er hat mir gezeigt, dass das hier funktioniert", sagt seine Freundin. Sie sind immer noch zusammen. Auf der Rückbank steht heute ein Kindersitz.

Durchs Scheinwerferlicht huschen zwei Füchse in den Wald. Den Motor hat Pudwell ausgeschaltet. Wenn gerade nichts geht, lauert er hier unter der Laterne. Auch das lernt man, wenn man ein paar Nächte mit ihm durch Berlin fährt: Manchmal

passieren für eine Stadt mit bald vier Millionen Menschen stundenlang erstaunlich wenige Verbrechen. "Am langweiligsten sind Sonntage und Montage, ich weiß nicht wieso. Wenn es dann noch zu regnen anfängt, brauchst du gar nicht rausfahren", sagt er. Die Tropfen rinnen die Scheiben herab. Er guckt immer in Richtung der Straße. Hier muss die Bundespolizei vorbei, wenn sie in die Stadt gerufen wird. Dann wird es interessant. Nach Kreuzberg und zur Autobahn sind es nur ein paar Minuten.

Der Schein des Handybildschirms strahlt auf Pudwells müdes Gesicht. Er sieht sich ein Video an, das seine Freundin geschickt hat. "Sag: Gute Nacht, Papa!", hört man sie im Hintergrund rufen, "Sag: Papa schön aufpassen!". "Papa", brabbelt Pudwells Tochter und guckt in die Kamera. Sie ist 17 Monate alt. Für einen Moment fällt sein Pokerface. Seit sie auf der Welt ist, sei er vorsichtiger. Keine Demos mehr, auf denen ihn Neonazis, Islamisten oder Linksradikale anschreien, sagt er. Keine Einsätze in der Rigaer Straße, wo Pudwell und seine Kollegen mit Steinen beworfen werden. Bei Razzien im Clan-Milieu lässt er die Kamera ab und zu in der Tasche. Aber was ihm dort entgeht, muss er woanders verdienen. "Ich hab ‘ne Familie zu ernähren", sagt Pudwell oft. Er hat Zukunftsängste. Seine Freundin ist in Elternzeit, danach macht sie ihr Psychologiestudium weiter. Viel zur Seite legen könne er nicht.

Oft kriegt Pudwell nur fünf Stunden Schlaf, wenn sein Kind krank ist auch mal weniger. Zwei Tage die Woche kümmert er sich um die Kleine, aber sein Rhythmus bleibt zerschossen: Ist der Alarm krass genug, fährt er zu jeder Zeit raus. Morris Pudwell ist ein Süchtiger, er wird immer einen Grund finden, warum es ausgerechnet dieses eine große Ding sein muss. "Von dem Gedanken an einen normalen Alltag musst du dich verabschieden", sagt seine Freundin.

Die Wände der Wohnblocks sind in Blaulicht getaucht. Pudwell knipst, wie die Sanis den Bewusstlosen aus dem Haus tragen: Ein magerer Mann Anfang 40, ausrasierte Schläfen, am Kopf kann man eine handbreite Wunde erkennen. Ein Bekannter hat ihm an seiner Wohnungstür den Schädel eingeschlagen. Seine Frau musste alles mitansehen. Jetzt kommt sie zum Rettungswagen, verwirrt, schwankend, mit aufgerissenen Augen. Sie sieht ihren Mann mit der Halskrause daliegen und schreit immer wieder "Fuck!", so laut, dass es die ganze Straße hört. Dazwischen hält sie sich die zitternde Hand vor den Mund. Pudwell hört auf zu blitzen. Es ist kurz nach

halb eins. Fenster leuchten auf. Ein Mosaik auf fünf Stockwerken. Man sieht die Umrisse der Nachbarn.

Der Thriller "Nightcrawler" handelt von einem karrieregeilen Kameramann, besessen von der Jagd nach den blutigsten Bildern, die L.A. zu bieten hat. Pudwell liebt den Film. Aber so stumpf wie dieser Typ ist er ziemlich sicher nicht. Der Berliner mag wie ein Zyniker wirken, aber oft möchte er einen mit seinen Sprüchen bloß testen. Einen Moment, nachdem er in wenigen Sätzen eine furchtbare Nacht zusammengetackert hat, fragt er: "Das wirkt total herzlos, oder?" Er will immer wieder wissen, ob man ihn für einen Freak hält.

Die Menschen, die er fotografiert, tote oder lebendige, haben nur in den seltensten Fällen geahnt, was ihnen gleich zustößt. Morris Pudwell kommt erst, wenn es ihnen schon zugestoßen ist. Diesmal war es anders: An einem Vormittag Anfang Dezember, so erzählt er es später, ging er an einer Straßenecke zu seinem Wagen. Ein Laster bog nach rechts ab. Dann hörte er, wie etwas Großes über Asphalt geschleift wurde. Autofahrer stiegen aus und hoben die Hände, um den Lkw zu stoppen.

Als Pudwell um den Laster lief, sah er überall Blut. Ein Rentner und dessen zerstörtes Rad lagen unter den Reifen. Der Mann brüllte vor Schmerz. Dann wurde er bewusstlos. Pudwell rief die Feuerwehr. "Als ich gesehen habe, dass er versorgt wird, habe ich die Kamera rausgeholt. Als ich fertig war, habe ich angefangen zu zittern. Ich war kreidebleich", sagt Pudwell. Die Linse schafft Distanz zwischen ihm und dem Abgrund. Aber manchmal hilft auch sie nicht. "Was für ein Scheißtag" schrieb Pudwell uns in seiner Mail mit den Fotos. Zum ersten Mal brach er seinen Dienst ab und fuhr nach Hause. Das Opfer hat knapp überlebt.

Als es hell wird, setzt er sich an den Schreibtisch, umgeben von seiner Sammlung: vier Deloreans aus Zurück in die Zukunft, K.I.T.T, der weiße Cadillac aus Ghostbusters. Museumsstücke seiner Kindheit. Pudwell wählt 24 Fotos aus, vom verbeulten Skoda, den Skimasken, dem I-Phone in Alufolie. Die Gesichter der Polizisten verpixelt er. Sein Werk ist getan. Die Titelzeile im "Berliner Kurier" wird lauten: "Vier Maskenmänner auf der Flucht - Polizei jagt Clan-Gangster durch Berlin". Rund 360 Euro verdient Morris Pudwell an diesem Crash. Die nächsten Tage will er

kürzer treten, sagt er. Keine 24 Stunden später haben wir wieder neuen Stoff. Bombenalarm am Breitscheidplatz. Er unterschreibt: "Gruß, Morris".

A

l

i

q

u

a

m

l

o

r

e

m

a

n

t

e

,

d

a

p

i

b

u

s

i

n

,

v

Nur eine Tür vom Chaos entfernt

Immer wieder werden nach Sicherheitsvorfällen große Bereiche des Münchner Flughafens gesperrt. Die Folgen für Tausende Reisende sind immens. Das liegt an den Notausgängen und daran, dass das Terminal 2 so schön ist – noch

Von Kassian Stroh, Süddeutsche Zeitung, Lokalteil München, 21.12.2019

Bei der Bundespolizei geht der Alarm um kurz nach halb acht Uhr ein. Jemand hat an jenem Dienstagmorgen einen Notausgang geöffnet. Der Grund: unklar. Der Ort: heikel. Die Tür führt in den Sicherheitsbereich des Münchner Flughafens. Die diensthabenden Beamten in der Einsatzzentrale lassen sich, so schildert das später die Bundespolizei, vom Sicherheitszentrum des Flughafens die Bilder der Videokameras an jener Tür auf den Computer schicken. Die Lage ist eindeutig: Ein Mann ist hindurchgegangen, in den Sicherheitsbereich hinein, und im Gewühl des Terminals 2 verschwunden. Den Polizisten bleibt keine Wahl: Nach wenigen Minuten, um genau 7.40 Uhr, lösen sie selbst Alarm aus, „Alarmstern“ nennen sie das intern.

Das sei einfach eine Taste am Telefon, die drücke man und alle seien im Nu informiert, heißt es bei der Bundespolizei. Kein Boarding mehr, keine Passkontrollen, kein Koffer wird mehr verladen, keine Passagiere dürfen mehr durch die Sicherheitskontrollen, der U-Bahn-Shuttle zwischen dem Terminal und seinem Satellitenbau wird gestoppt. Am Flughafen ruht die Abfertigung, wie eingefroren. Nur für die Polizei, die das Terminal schließlich sogar räumt, fängt die Arbeit jetzt erst richtig an – und für die Passagiere der Ärger.

Am Ende jenes Dienstags, am Abend des 27. August 2019, stehen in der Bilanz: Dutzende verspätete und an die 200 komplett gestrichene Flüge, mehr als 25 000 betroffene Passagiere, Millionenkosten für den Flughafen und die Airlines. Allein die Lufthansa akquiriert binnen Stunden etwa tausend Hotelbetten im Umland, um Gestrandete unterzubringen. Am Ende stehen auch viele Fragen: Musste das alles

sein? Lässt sich das nicht verhindern, dass ein Mann einfach so durch eine Tür geht, durch die er nicht gehen dürfte? Und wenn er es doch tut, muss man gleich große Teile von Deutschlands zweitgrößtem Flughafen lahmlegen?

Und dies war ja nicht der einzige Vorfall: Fünfmal ist in diesem und im vergangenen Jahr wegen eines Sicherheitsalarms im Erdinger Moos die Abfertigung gestoppt worden – und das sind nur die Vorfälle, die öffentlich bekannt wurden. Was ist da los? Und tut der Flughafen etwas dagegen? Eine Spurensuche.

Die Not mit den Notausgängen

An der Glastür, durch die der Mann gegangen ist, hängt jetzt wie an allen Notausgängen ein rotes Schild, fast einen Meter hoch, darauf eine abweisende Hand, „STOP“ und „ALARM“ in Großbuchstaben und dazu in mehreren Sprachen der Hinweis, dass dies ein Notausgang ist, der nur im Notfall zu nutzen sei. Wer ihn öffnen will, muss erst an einem grünen Kasten eine Plastikkappe abreißen und den grellroten Knopf darunter drücken. Dann blinkt eine weiße Lampe, es fiept laut – und erst dann lässt sich die Klinke und damit die Tür öffnen. Doch Missbrauch ist auch dadurch nicht sicher zu verhindern.

Alexander Borgschulze bittet in ein Besprechungszimmer am Munich Airport Center, ein Ausweichraum des Flughafen-Krisenstabs. Borgschulze leitet die Konzernsicherheit. Nun lässt er auf dem Bildschirm an der Wand ein paar Videos von Überwachungskameras ablaufen. Sie zeigen: Einen jüngeren Mann mit Handy am Ohr, einen älteren Mann, ein Paar mit Gepäckwagen. Einer nach dem anderen steuert auf eine Notausgangstür zu, betätigt den Knopf, löst Alarm aus.

Wie oft das passiert, will Borgschulze nicht sagen. „Aber das kommt häufig vor.“ Wenn wie in diesen Fällen die Passagiere dann doch nicht durch die Tür gehen, sind die Folgen harmlos. Dann kommen sogenannte Alarmverfolger des Flughafens, kontrollieren die Tür, verriegeln sie und machen sie wieder alarmbereit.

Am 13. September 2019 aber öffnet ein Mann im Ankunftsbereich des Terminals 1 einen solchen Notausgang, der in den öffentlichen Bereich führt – dorthin, wo Familien und Freunde auf die Reisenden warten. Er geht hinaus. Direkt hinter ihm

folgt ein zweiter Mann, wie die Bundespolizei berichtet. Einer der beiden bleibt draußen im öffentlichen Bereich, ihn findet die Polizei später: ein gut 50-jähriger Türke, der eine Anzeige bekommt, weil er die Grenzkontrolle umgangen hat. Der andere Mann hingegen geht nach wenigen Minuten durch denselben Notausgang zurück in den Sicherheitsbereich. Wieder Alarmstern, wieder stoppt die Polizei die Abfertigung. Denn sie kann auf den Videoaufnahmen nicht lückenlos nachvollziehen, was der Mann in der Zwischenzeit draußen gemacht hat, er hätte ja eine Waffe an sich nehmen können. Anderthalb Stunden dauert die Sperrung, die Polizei durchsucht den betroffenen Bereich und findet nichts, auch den Mann nicht. Man habe auf Videos nachvollziehen können, dass er normal durch die Passkontrolle gegangen sei, berichtet Bundespolizei-Sprecher Christian Köglmeier. Dann sei er verschwunden.

Die Notausgänge sind ein großes Problem, drei der fünf Sicherheitsvorfälle in den vergangenen 17 Monaten gehen auf sie zurück. „Die Tür muss ihren Zweck erfüllen, sich im Notfall so schnell wie möglich öffnen zu lassen“, sagt Borgschulze. Etwa wenn es brennt oder eine Panik ausbricht. Lässt sie sich aber zu leicht öffnen, entsteht das Problem, dass Menschen oder Gegenstände unkontrolliert in den Sicherheitsbereich gelangen können.

Seit dem vergangenen Jahr wurde nachgerüstet: Die großen roten Schilder mit der aufgedruckten Hand sind neu, „wir haben versucht, die Wahrnehmbarkeit zu erhöhen“, erklärt Borgschulze. Vorher waren die Türen nur mit „Notausgang“ beschriftet, die Warnung nur auf Deutsch und Englisch zu lesen. Seit einigen Wochen kommen überall Aufkleber dazu in Arabisch, Russisch und Chinesisch. Und man merke schon, dass die Zahl der Vorfälle, in denen Menschen Notausgänge irrtümlich für normale Türen halten, zurückgehe, sagt Borgschulze, wenn auch „nicht auf null“.

Manche Türen haben neuerdings sogar eigene Bewacher: Bei jener, durch die am 27. August 2019 der Mann ging, steht nun ein Drehstuhl; darauf nimmt immer dann ein Mitarbeiter Platz, wenn hier Betrieb ist. Auch bei anderen neuralgischen Notausgängen hat das der Flughafen eingeführt. Bei allen werde man das aber nicht schaffen, sagt Borgschulze.

Der Flughafen unter Druck

Eigene Aufpasser für Notausgänge? Borgschulze räumt das erst auf Nachfrage ein; wie viele im Einsatz sind und was das kostet, sagt er nicht. Überhaupt geben der Flughafen und die beteiligten Behörden nur sehr dosiert Informationen heraus, auch um möglichen Übeltätern nicht zu viel zu verraten. Sicherheitsfragen sind sensibel, und im Fall der Flughafen München Gesellschaft (FMG) auch heikel. Denn die steht inzwischen gewaltig unter Druck.

Der Flughafen bildet sich viel ein auf seine Passagierfreundlichkeit, erst im März wurde er wieder vom Institut Skytrax als Europas bester Airport ausgezeichnet. Die Passagierzahlen steigen, die Geschäfte laufen gut – da kratzen solche Vorfälle, deretwegen Hunderte Flüge ausfallen, gewaltig am Image. Und sie kosten Millionen, den Flughafen wie die Fluggesellschaften, vor allem die Lufthansa, die mit dem Flughafen zusammen das Terminal 2 betreibt.

Nach der stundenlangen Sperrung in diesem August twitterte der CSU-Landtagsabgeordnete Ernst Weidenbusch: „Früher konnte München Flughafen; inzwischen ist die #FMG nur noch peinlich!“ Eine pikante Äußerung: Weidenbusch saß noch bis Januar im Aufsichtsrat der FMG, ihm wurde nachgesagt, er wäre selbst gerne Nachfolger des scheidenden Flughafen-Chefs Michael Kerkloh geworden. Nein, damit habe seine Kritik nichts zu tun, beteuert der Abgeordnete. Stoppschilder, mehrsprachige Beschriftungen der Türen, Aufpasser an neuralgischen Punkten, lückenlose Kameraüberwachung – schon nach den Vorfällen im vergangenen Jahr habe er im Aufsichtsrat „klipp und klar gesagt, was geschehen muss“. Selbst eine Begehung habe es gegeben. „Die haben ein Jahr lang nichts gemacht“, sagt Weidenbusch über die FMG-Chefetage.

Den Vorwurf der Untätigkeit weist Sicherheitschef Borgschulze zurück. Andere Mitglieder des Aufsichtsrats sind genervt von Weidenbuschs ruppiger Art, halten seine Kritik für völlig überzogen. Wiederum andere lassen erkennen, dass man durchaus von der Geschäftsführung verlangt habe, aktiv zu werden. Ein Eingeweihter berichtet, dass auch das Finanzministerium – dem Freistaat gehören 51 Prozent der

FMG-Anteile – enormen Druck auf die Flughafen-Chefs aufgebaut habe: So etwas dürfe sich nicht mehr wiederholen.

Wer für die Zustände zuständig ist

Wie man eine solche Wiederholung verhindern kann, das bespricht alle drei Monate der Arbeitskreis Security. Mehr als ein Dutzend Behörden und Unternehmen wie die FMG, ihre Tochterfirmen oder die Fluggesellschaften gehören dieser Runde an. Sie alle sind mit Sicherheitsfragen befasst, das Zusammenspiel ist „komplex“, wie es Thorsten Ledinsky ausdrückt, der stellvertretende Leiter der Bundespolizei am Flughafen.

Der Zaun rund ums Gelände, damit niemand auf die Startbahn oder das Vorfeld rennt? Ist Sache des Flughafens respektive seiner Tochterfirma CAP. Die Gepäck- und Passagierkontrolle? Ist Sache des Freistaats, der dafür ein eigenes Unternehmen betreibt, die Sicherheitsgesellschaft am Flughafen München (SGM). Die Kontrolle der Crews? Ist Sache der Fluggesellschaften, die damit wiederum die CAP betrauen. Und hinter allem steht die Bundespolizei, die für die Gefahrenabwehr zuständig ist. Sie übernimmt das Kommando, wenn etwas passiert.

So wie am 28. Juli 2018, beim ersten und folgenreichsten aller fünf Zwischenfälle: Eine 40-jährige Frau aus Deutschland geht frühmorgens durch die Fluggastkontrolle im Terminal 2, ohne kontrolliert zu werden. Offenkundig ein Fehler der SGM-Beschäftigten, die an der Kontrollstelle 11/12 gerade Dienst tun. Zwei reden miteinander und sind abgelenkt, so stellt es das zuständige Luftamt Südbayern dar. Als das einer weiteren SGM-Kraft auffällt, versucht man, die Frau zurückzuholen – erwischt dabei aber die falsche.

Die Mitarbeiter informieren ihren Vorgesetzten, der die Luftsicherheitsstelle des Luftamts am Flughafen anruft. Die wertet die Videoaufzeichnungen aus. Nach einer Viertelstunde informiert diese wiederum die Bundespolizei. Ein Beamter fährt hinüber in die Luftsicherheitsstelle und schaut sich ebenfalls die Aufzeichnungen an. Er alarmiert seinen Vorgesetzten, der ordnet schließlich die Sperrung des Terminals an – eine geschlagene Stunde ist da vergangen, seit die Frau die Kontrollstelle passiert

hat. Sie wird später zwar identifiziert, aber nicht gefunden: Schon als die Bundespolizei den Alarmstern aktiviert, ist die Gesuchte über den Wolken, im Flieger gen Barcelona.

Anders als Zigtausende Menschen, die in der Folge im Erdinger Moos festhängen. Sie brüten in der Hitze, das Terminal ist völlig überfüllt, manche bekommen Kreislaufprobleme, schreien, streiten sich an den Schaltern um Sitzplätze. Noch tagelang sind Flughafen und Airlines damit beschäftigt, liegen gebliebene Koffer zuzustellen. Etwa 34000 Passagiere sind von dem Chaos betroffen – es ist der erste Tag der Sommerferien in Bayern.

Bei den Fluggastkontrollen hat man auf den Vorfall reagiert: In jeden Körperscanner sei jetzt ein Alarmierungssystem eingebaut, erläutert Luftamtsleiter Ulrich Ehinger. Wenn ein Passagier durch den Scanner läuft, ohne dass ihn der SGM-Mitarbeiter dafür freigegeben hat, schlägt es Alarm. „Dieses System ist deutschlandweit einzigartig“, sagt Ehinger, „luftsicherheitsmäßig nicht zwingend notwendig, aber für den Kontrollablauf besser.“ Glasscheiben vor den Scannern bilden einen Trichter und sollen verhindern, dass es davor zu unübersichtlich und eng wird. Auch werden regelmäßig Testpersonen durch die Kontrollen geschickt, um das korrekte Verhalten der Mitarbeiter zu überprüfen.

Dass am Flughafen nicht die Bundespolizei die Hoheit über die Gepäck- und Passagierkontrollen hat, ist eine Besonderheit: Das gibt es nur in Bayern. Hier ist der Freistaat dafür zuständig, in Gestalt des Luftamts Südbayern, das bei der Regierung von Oberbayern angesiedelt ist und das damit eine staatseigene Firma betraut: die SGM. Sind das nicht ein bisschen viele Stellen? Dauerte es am 28. Juli 2018 deswegen eine ganze Stunde, bis der Alarm ausgelöst wurde? Dies zu vereinfachen, wäre eine Sache des Gesetzgebers, nicht der Behörden oder des Flughafens. Die aber versichern, ihre Lektion gelernt und die „interne Abstimmung optimiert“ zu haben. Wie genau, verraten sie nicht.

Saubere und unsaubere Passagiere

Noch komplizierter wird das alles dadurch, dass sich der Flughafen nicht nur in die öffentlichen Bereiche und den Sicherheitsbereich unterteilt. Letzterer teilt sich auch noch in diverse Unterbereiche: Auf dem Vorfeld etwa gelten strengere Regeln als im Wartebereich am Gate. Und selbst innerhalb des Terminals ist der Sicherheitsbereich zweigeteilt, in einen „clean"- und einen „unclean"-Bereich, wie sie am Flughafen sagen, sauber und schmutzig. Und wehe, ein Passagier aus dem einen kommt mit einem aus dem anderen in Kontakt – dann wird es ernst.

Denn die EU macht bestimmte Vorgaben für die Kontrollen von Passagieren, von Gepäck oder beispielsweise auch der Cateringfirmen, die die Flieger mit Essen bestücken. Diese Vorgaben erfüllen, vereinfacht gesprochen, die Flughäfen in Europa und in Nordamerika. Passagiere, die von dort ins Erdinger Moos fliegen, gelten als „clean", sie können sich, wenn sie umsteigen wollen, im Terminal frei bewegen. Alle anderen müssen zuvor kontrolliert werden, auch wenn sie vor dem Abflug ja schon einmal durchleuchtet wurden – aber halt nicht gemäß der EU-Vorgaben.

So erging es auch jenem spanischen Studenten, der am 27. August 2019 morgens aus Bangkok einflog und weiter nach Madrid wollte. Nach dem Aussteigen lief er durch den speziellen Gang für die „unclean"-Ankommer, am Ende ging er eine Treppe hinunter in einen größeren Raum, wo er zwei Wege nehmen konnte: nach links durch die Passkontrolle, um einzureisen, oder geradeaus durch die Sicherheitskontrolle, um im Terminal 2 bleiben zu können. Der Student nahm den dritten Weg: direkt hinein, nach rechts durch den Notausgang. Er führte nichts Böses im Schilde, wie sich laut Bundespolizist Köglmeier im Nachhinein herausstellte: „Der wollte einfach nur schnell zu seinem Anschlussflug."

Ein „unclean"-Passagier unter lauter EU-konform kontrollierten Menschen ist sicherheitsrechtlich gesehen aber genauso schlimm wie einer, der – rein hypothetisch gesprochen – direkt vom Taxistand durch eine offene Notausgangstür in den Sicherheitsbereich läuft. Deshalb: Großalarm.

Der wird mitunter auch nötig, wenn sich Menschen ganz einfach nur verlaufen. So wie am frühen Nachmittag des 26. September 2018 jenes Ehepaar, das aus

Hannover kommend in München gelandet war und nun am Terminal 2 in einen anderen Flieger umsteigen wollte. Statt zum richtigen Gate gingen die beiden in Richtung Gepäckbänder – und weil dort auch „unclean“-Passagiere ihre Koffer holen, gilt dieser Bereich nicht mehr als „clean“. Das Paar bemerkte seinen Fehler, drehte um, ging zurück in den „clean“-Bereich und schlängelte sich durch die sogenannte Rücklauferkennungsanlage. Das sind Falttüren, die eigentlich nur Passagiere zu den Gepäckbändern durchlassen sollen, die aber nicht ganz geschlossen werden dürfen, um Fluchtwege offenzuhalten.

Dass das Paar in falscher Richtung unterwegs war, erkannte das System automatisch und schlug Alarm. Auch hier ließ die Bundespolizei daraufhin das Terminal sperren, die Auswirkungen waren aber gering: Überwachungskameras hatten den Weg des 60-Jährigen und seiner 52-jährigen Frau komplett dokumentiert, es war schnell zu sehen, dass sie nichts Verbotenes angenommen oder übergeben hatten. Polizisten fanden die beiden rasch und vernahmen sie, eine Terminal-Räumung war nicht nötig – nach etwa 40 Minuten konnte der Betrieb weiterlaufen.

Auch hier hat der Flughafen „personell nachgesteuert“, wie Borgschulze sagt. Das heißt offenkundig: Auch hier wacht inzwischen ein CAP-Mitarbeiter darüber, dass nicht wieder jemand in der falschen Richtung läuft. Seit dem Ehepaar aus Hannover habe das auch keiner mehr getan.

Warum ähnliche Vorfälle ganz unterschiedliche Folgen haben

„Der Flughafen ist passagierfreundlich“, sagt Bundespolizist Köglmeier. Dass er polizeifreundlich sei, sagt er nicht. Vor allem das Terminal 2. Denn das wurde so konzipiert, dass sich die Passagiere weiträumig bewegen können, ankommende und abfliegende gleichermaßen, dass sie dort viel Zeit verbringen und dass sie auch Geld ausgeben in den Shops und Restaurants – mit diesen macht der Airport inzwischen mehr Geschäft als mit dem eigentlichen Flugbetrieb. Das bedeutet aber auch: Passiert etwas im Terminal 2, ist gleich ein viel größerer Bereich betroffen als im Terminal 1, wo Ankunft und Abflug getrennt sind und auch die einzelnen, mit A bis E bezeichneten Gebäudeteile.

Als im September dieses Jahres etwa der Mann den Notausgang im Terminal 1 öffnete, reichte dies der Bundespolizei, die Module B und C zu durchsuchen. Das ging verhältnismäßig rasch, zumal der Polizei noch ein Zufall zu Hilfe kam: Sie konnte den Bereich eng eingrenzen, wegen einer Baustellen-Absperrung hätte der Mann nicht weit kommen können. Im Fall des Studenten aus Spanien hingegen räumte die Polizei nicht nur das ganze Terminal 2, sondern sogar jene Teile des Terminals 1, die mit einem direkten Shuttle-Bus mit dem anderen verbunden sind – und wo sie den Studenten am Ende auch aufgriff. Solch eine Aktion dauert Stunden und betrifft Tausende Reisende.

Denn wenn geräumt wird, ist der Aufwand immens. Alle Passagiere müssen den Sicherheitsbereich verlassen, alle Räume werden abgesucht, „nach Gegenständen, die da nicht hingehören“, wie Köglmeier sagt, auch mit Hunden, auch die Geschäfte und Restaurants. So lange, bis man garantieren könne, dass alles sauber sei; erst dann dürften Passagiere wieder durch die Sicherheitskontrolle zurück. Im Ernstfall sind dann manchmal bis zu Hunderte Polizisten im Einsatz, hinzugezogen auch von anderen Dienststellen – „wenn wir das anlaufen lassen müssen, kann sich das schon mal mehrere Stunden hinziehen“.

„Wir haben Verständnis für jeden, der davon betroffen ist“, sagt Köglmeier. Das alles sei aber gesetzlich vorgeschrieben und unerlässlich. „Es gibt kein Übervorsichtig.“ In solchen Fällen könne man nicht ausschließen, dass es letztlich um Menschenleben gehe. „Und das rechtfertigt für uns den ganzen Einsatz.“ Auch wenn das Millionenverluste nach sich zieht, Tausenden den Urlaubsstart vermiest, wüste Drohungen gegen Polizisten auslöst.

Hässlicher ist manchmal besser

Ist der Flughafen, zumindest das Terminal 2, einfach zu schön? So sagt das natürlich niemand, aber selbst Sicherheitschef Borgschulze räumt ein, dass es ein Spannungsfeld gebe zwischen Komfort und Sicherheit. „Die Leute sollen auch ein Wohlfühlgefühl haben“, sagt er. Im Zweifel habe die Sicherheit aber Vorrang.

Deshalb machen sie den Flughafen inzwischen sogar, salopp gesprochen, hässlicher: Waren die Architekten seinerzeit noch angehalten, ein transparentes, übersichtliches Terminal zu errichten, weshalb sie viel Glas verbauten, so wird jetzt immer mehr davon, wie Borgschulze schildert, mit Milchglasfolie überklebt. Der Student aus Spanien etwa sah im August noch all die Geschäfte und vorbeilaufenden Passagiere direkt hinter dem gläsernen Notausgang. Das wurde vom Flughafen und den Behörden inzwischen als eine Art Sicherheitsrisiko ausgemacht, weil es den Anreiz erhöht, den verbotenen Weg zu wählen. Auch an dieser Stelle des „unclean"-Bereichs sind die Scheiben jetzt matt und nicht mehr durchsichtig. Auch wenn das der hochgelobten Architektur widerspricht.

Risikofaktor Mensch

Als der Flughafen im Erdinger Moos 1992 eröffnet wurde, nutzten ihn etwa zwölf Millionen Passagiere im Jahr, heute sind es viermal so viele. Entsprechend erhöht sich das Risiko, dass einer eine falsche Tür öffnet. Zumal es sich um Menschen handelt, die oft in Eile sind, unter Stress stehen und sich an diesem Ort nur selten gut auskennen.

Sicherheitsvorfälle gibt es auch an anderen Flughäfen – aber ob seltener oder häufiger als in München, das sagt die Bundespolizei nicht und erklärt diese Zahlen zur „Verschlusssache". In Bremen zum Beispiel wurde der Flughafen nur zehn Tage nach dem bislang letzten Münchner Vorfall geräumt. Das dauerte mehr als eineinhalb Stunden. Die überschaubare Folge: Ein Flug gestrichen, sechs verspätet. Am Münchner Airport hingegen sind wegen der eng getakteten Flugpläne von einer Sperrung gleich Dutzende, wenn nicht Hunderte Verbindungen betroffen.

Am Münchner Flughafen wurden über die Jahre immer mehr Überwachungskameras installiert, die Rede ist von einer vierstelligen Zahl. Ob es noch mehr werden sollen – auch das ist ein Thema im Arbeitskreis Security. Videoaufnahmen können bei einem Vorfall sehr helfen: Lässt sich auf den Bildern rasch nachvollziehen, wohin ein unkontrollierter Passagier gelaufen ist, kann die Polizei den zu durchsuchenden Bereich stark eingrenzen. Oder wie Bundespolizist

Ledinsky sagt: „Es muss nicht immer das große Besteck ausgepackt werden.“ Lückenlos aber sei die Überwachung nicht, sagt Sicherheitschef Borgschulze, und das gehe wegen des Datenschutzes auch gar nicht. Auf Toiletten etwa sind Kameras aus guten Gründen tabu. „Insofern haben wir blinde Flecken.“ Und im Zweifel dann einen Großalarm mehr.

„Das Rechtsgut Luftsicherheit hat einen äußerst hohen Stellenwert“, sagt Borgschulze. Er klagt darüber nicht, er stellt es einfach nur fest. Auch wenn das viel mehr Aufwand nach sich zieht als etwa in einem Bahnhof oder Fußballstadion.

Ex-Aufsichtsrat Weidenbusch erinnert sich noch an seine Erstkommunion, die hätten sie damals auf der Terrasse eines Restaurants am Flughafen in Riem gefeiert, erzählt er. Vom Vorfeld nur durch ein paar Blumenkübel getrennt. Ist aber auch fast 50 Jahre her.

S
e
d

c
o
n
s
e
q
u
a
t
,

l
e
o

e
g
e
t

Lebenslang

René Schmied wächst auf dem Kiez und im Boxring auf, später sitzt er mehrfach in Hamburger Gefängnissen. Im Winter 2018 öffnen sich mal wieder die Knasttore für ihn. Alles soll diesmal anders werden. Unser Reporter hat ihn fast eineinhalb Jahre begleitet

Von Philipp Woldin, Hamburg-Teil der Welt am Sonntag, 30.08.2020

Die Vorzeichen sind bestens. Er hat die Betreuer, die ihn stützen, einen sicheren Ort, der auf ihn wartet. Der Mann, der aus der Zelle kommt, will nochmal zu einem letzten Sprung ansetzen. Zur Welt kam er im armen Teil des Hamburger Südens, er wuchs in der Kneipe des Vaters und im Boxring auf, große Teile seines Lebens verbrachte er hinter Gittern. Der Knast machte ihn zu dem Mann, der er heute ist. Und nun: Freiheit. Wie fühlt sich dieser Neustart an? Er ist Mitte 50, und er mag keine sentimentalen Fragen, keine mit „fühlen“ und „hoffen“, er sagt: „Jedes Mal, bevor du rauskommst, nimmst du dir was vor.“

Sein richtiger Name bleibt hier ungenannt, den soll niemand wissen – ist besser so, wenn einer versucht, dem Gefängnis seiner Vergangenheit zu entkommen. Es ist die Bedingung seiner Helfer, auch einige biografische Details, die ihn leicht identifizierbar machen würden, müssen hier im Ungefähren bleiben. Der Mann soll die Chance auf einen echten Neustart erhalten. Sein richtiger Name ist der Redaktion bekannt, auch seinen Betreuern und anderen, die im Laufe dieser Recherche wichtig werden. Hier soll er René Schmied heißen.

Am 23. November 2018 öffnet sich für Schmied gegen Mittag die rote Tür der Untersuchungshaftanstalt in der Neustadt. Diesmal saß er wegen zwei Diebstählen für fünfeinhalb Monate, er wird ein paar Tage vor dem eigentlichen Haftende entlassen.

Einige Monate nach seiner Entlassung traf WELT AM SONNTAG René Schmied zum ersten Mal, danach begleitete der Reporter ihn fast eineinhalb Jahre, sprach mit seinen Betreuern und Resozialisierungsexperten. Die Recherche führte auch in Arztpraxen und Gerichtssäle.

Im Jahr 2019 wurden 4237 Frauen und Männer aus Hamburger Gefängnissen entlassen. Brächte man sie zusammen, sie würden die großen Konzertsäle der Elbphilharmonie und der Laieszhalle bis auf den letzten Platz füllen. Einige müssten sogar stehen. Die Frage ist: Wie schaffen es diese Menschen zurück in ein halbwegs unfallfreies Leben? Werden sie wieder zu Steuerzahlern, Nachbarn und Freunden? Oder gilt: Einmal Häftling, immer Häftling?

Mit der Zahl früherer Verurteilungen nimmt die Rückfallrate zu, das zeigt eine Langzeitstudie im Auftrag des Bundesjustizministeriums von 2016. Resozialisierungsexperten beschreiben das Phänomen als „Drehtürvollzug“, in dem Wiederholungstäter aus der Unterschicht, die Eigentums- und Vermögensdelikte begehen, ein- und ausgehen. Sie dominieren zahlenmäßig die Haftanstalten. Wer sich durch die Studien und Grafiken wühlt, kommt zu dem Schluss: René Schmied ist ein Modellhäftling, wie gecastet. Mehr als 30 Mal hat die Hamburger Justiz ihn schon verurteilt, meist warteten die alten Freunde draußen.

Die Träume sind bescheiden

Und doch ist Schmied kein aussichtsloser Fall. Sonst hätte ihn Bernhard Rigelsky nicht dem Reporter vorgeschlagen. Rigelsky ist der pädagogische Leiter des Wohnheims für Haftentlassene in Altona, ein Mann mit breitem Kreuz und sanfter Stimme. Er gehört zu den Betreuern und Helfern, die sich auf Schmieds Entlassung vorbereitet und ein robustes Netz geknüpft haben, das ihn halten soll, wenn er abzustürzen droht. Schon im Gefängnis besuchte ihn ein Sozialpädagoge, der auch im Wohnheim arbeitet. René Schmied erzählte ihm, wonach er sich sehnt: einem geregelten Leben, einem einfachen, aber sicheren Job, mit dem er sich irgendwann eine kleine Wohnung leisten kann. Das schafft er nur mit Unterstützung, das zumindest hat Schmied aus seinen bisherigen gescheiterten Anläufen gelernt.

Man unterhalte sich gerne mit ihm, berichtet Rigelsky, er sei beliebt bei den anderen Bewohnern, könne charmant sein, wenn er wolle. In den Einzelgesprächen, die zwei Mal die Woche stattfänden, und in der Gruppenrunde am Mittwoch mache Schmied einen aufgeräumten Eindruck. „Wir trauen ihm einiges zu. Er kann es schaffen."

Schmied lebt jetzt in einem Zimmer im dritten Stock, aus seinem Fenster blickt er in den grünen Hinterhof. Im Zimmer stehen ein Schrank und ein Tisch, ein Kühlschrank und ein Bett. Klein wie eine Zelle, aber eben ganz anders. Keiner zwingt ihn, 23 Stunden am Tag auf seinem Zimmer zu verbringen. Im Gefängnis weckten die Wärter ihn um 6 Uhr, im Wohnheim für haftentlassene Männer in Altona frühstücken sie einmal die Woche gemeinsam, montags um 10 Uhr. Die Betreuer berichten, er genieße das Zusammenleben.

Aus Mutproben wurden Akteneinträge

Das erste Treffen findet am 2. April 2019 statt, an einem Besprechungstisch im Souterrain des Wohnheims. Schmied ist mittlerweile seit mehr als vier Monaten in Freiheit. Zuerst stechen seine Boxerpranken ins Auge, breite Knöchel, die nicht recht zu seinem drahtigen Oberkörper und dem schmalen Schädel passen. Die Schultern fallen nach vorne, um die Hüfte trägt er ein schwarzes Bauchtäschchen wie früher die Drogendealer. Darin stecken sein blaues Päckchen Drehtabak, seine Geldbörse und ein alter Sportausweis aus dem Gefängnis.

„Ich war perfekt im Knastumfeld", sagt Schmied. Und draußen? „Na ja, bin halt kein Behördentyp." Schmied kennt die Gerichtsgebäude der Stadt, die holzvertäfelten Säle, die Richter vorne am Pult, die entscheiden, ob er wieder einen Dämpfer verdient hat. Seine Strafen addieren sich auf mehr als 15 Jahre, schon als Jugendlicher klaute er mit seinen Kumpels Äpfel aus den Gärten der Nachbarn. Irgendwann wurden aus Mutproben Akteneinträge, seine erste Erwachsenenstraftat: unbefugter Gebrauch eines Kraftfahrzeugs.

Dann folgten Diebstähle im Kaufhaus, Einbrüche in Autos und Wohnungen, Verurteilung auf Verurteilung. Oft bündelten die Richter seine Vergehen zu Sammelverfahren, die in kurze Haftstrafen von unter einem Jahr mündeten. Der Rhythmus aus Freiheit auf Zeit und Gefängnis gibt seinem Leben den Takt vor.

Etwa jeder zweite Häftling gerät in Freiheit wieder auf die schiefe Bahn, die Rückfallraten schwanken je nach Strafe: Bei Freiheitsstrafen ohne Bewährung, wie sie René Schmied zuletzt erhielt, liegt die Quote im Bundesdurchschnitt bei 44,9 Prozent, so steht es in der Langzeitstudie. Die Rückfallquoten einzelner Bundesländer geben die Autoren nicht preis. Eine Veröffentlichung würde eine „sorgfältige Recherche der Hintergründe“ voraussetzen, die den Umfang der Studie übersteige. Auch wenn die Zahlen im Dunkeln bleiben: Die Stadt Hamburg möchte ihre Quote senken, seit Januar 2019 gilt das Resozialisierungs- und Opferhilfegesetz. Jeder Häftling hat jetzt Anspruch auf ein Übergangsmanagement, er wird sechs Monate vor und sechs Monate nach seiner Entlassung unterstützt. Schmied fällt noch nicht unter diese Regelung.

Wann immer er aus der Haft entlassen wurde, machte Schmied dieselbe Erfahrung: Er erkennt sein Umfeld kaum noch. Um die Jahrtausendwende ging er mal ins Gefängnis, da zahlten die Deutschen noch mit D-Mark. Als er rauskam, gab der Automat eine neue Währung aus. Manchmal stellt die Hochbahn ihr Fahrkartensystem um, und er weiß nicht mehr, welche Knöpfe er am Automaten drücken soll. Wenn das eigene Leben auf Pause steht, fühlt sich die Welt draußen an wie ein reißender Fluss.

Das dreistöckige Haus mit der cremefarbenen Fassade soll nun seine Insel im Strom werden, sein Zufluchtsort. Der Hamburger Fürsorgeverein betreibt das Wohnheim, finanziert durch städtische Mittel und Spenden. 21 Männer leben hier in sieben WGs. Leiter Bernhard Rigelsky sagt: „Für viele der Männer sind wir ein Familienersatz.“ Ohne das Wohnheim wäre so mancher von ihnen auf der Straße gestrandet. Während der Zeit im Gefängnis löst sich vieles auf – Freundschaften und Liebe, Mietverträge und Arbeitsstellen.

Die Betreuer führen mit jedem Bewerber ein Aufnahmegespräch, loten aus, ob der Mann in die Gruppe passt und motiviert ist. Die Ziele hier klingen bescheiden und sind doch für manchen Ex-Häftling turmhoch. Mit Behörden klarkommen. Eine Arbeit finden. Die alten Freunde abschütteln. Im Haus gelten strenge Regeln. Wer zu viel säuft, straffällig wird, Drogen verkauft oder andere schlägt, fliegt raus. Etwa 60 Prozent der Bewohner schaffen einen gelungenen Auszug. Umgekehrt heißt das: Knapp die Hälfte schafft das nicht.

„Ich komme aus dem Getto“

René Schmied wird in den 1960er-Jahren im Süden Hamburgs in eine große Familie geboren, die weit weg von den Glitzermeilen lebt. „Ich komme aus dem Getto“, so sieht er es. „Wenn wir keinen Sport gemacht haben, dann haben wir Mist gebaut.“ Der Vater führt eine Kneipe auf dem Kiez und nimmt sich wenig Zeit für seinen Sohn. „Für ihn war wichtig, dass ich mache, was er sagt.“ Der Vater boxt und gewinnt Amateurmeisterschaften, in alten Zeitungsberichten kann man seinen Namen finden. Auch Schmieds älterer Bruder ist boxbegabt, René ist sein Sparringspartner – der „andere“ Schmied, der mit weniger Talent und weniger Wumms im Haken.

Er geht auf die Hauptschule, macht eine Ausbildung zum Maler, die er abbricht. Anfang der 1980er-Jahre zieht es ihn wegen des Solds zur Bundeswehr. Danach gleitet er ab in ein Leben ohne Ziel. „Man landet nur im Knast, wenn man ein schlechtes Umfeld hat“, findet er. In seiner großen Familie ist er der Außenseiter, die anderen stehen im Leben, gehen morgens zur Arbeit, heiraten, urlauben. Ihm kommt es so vor, als habe sich eine Prophezeiung schlichtweg erfüllt, ein vorbestimmter Weg. Keine Bitterkeit. Pech gehabt eben.

Hört man ihm zu, klingen da auch schöne Momente durch: Eine wilde Jugendzeit ohne große Erziehungsfesseln, der Kiez als Spielwiese für sich und seine Freunde mit ständig neuen Abenteuern. Einige Kumpels verkuppelte er mit seinen Schwestern. „Die haben nur gute Männer bekommen“, findet er. Er erzählt von seiner „Armee an Nichten und Neffen“, er ist ein stolzer Onkel. Und selbst so? „Ich selbst werd’ mal solo sterben.“

Soweit ist es aber noch lange nicht – wie läuft der Neuanfang diesmal? „Ganz gut. Das Wohnheim ist wie ein Rolls-Royce.“ Zwei Mal die Woche führt er Einzelgespräche mit Ralf Zwicker, seinem direkten Betreuer, ein freundlicher Mann, Typ Wochenendmotorradfahrer. René Schmied geht ihm in der Fahrradwerkstatt zur Hand. „Ralf ist zuständig, Ralf kümmert sich um mich. All diese Briefe und Behörden, mein Kopf würde qualmen ohne ihn.“

Einmal in der Woche setzen sich die Bewohner zu einer Gruppenrunde zusammen und sprechen über ihr neues Leben. Die meisten bleiben hier mindestens ein Jahr, viele deutlich länger. Auf dem überhitzten Hamburger Wohnungsmarkt finden sie nur schwer eine eigene Bleibe. Hat Schmied hier Freunde gefunden? „Ich hab mir ja die Mitbewohner nicht ausgesucht.“ Der Knast hat ihn misstrauisch gemacht. Empathie zu zeigen, erst recht Schwäche, kann im Krankenflügel enden. Viele werden in Haft zu einsamen Inseln.

René Schmieds Regeln für seine Jahre im Gefängnis lauteten: sich zurückhalten, keine Schulden machen, niemanden verpfeifen. Manche der sechs Hamburger Gefängnisse kennt er von innen, manche aus Erzählungen anderer. In der JVA Fuhlsbüttel sitzen die harten Jungs, alles ab drei Jahren Strafe, Mörder, Vergewaltiger, Terroristen. Eröffnet 1879, asbach-uralte Bausubstanz, berühmt für Meutereien, Geiselnahmen und Ausbrüche – in Hamburg kursiert der Spruch „Santa Fu, raus bist du“. Die JVA Billwerder ist die moderne Schwester, viele Freizeitangebote, kürzere Strafen, hohe Fluktuation. Vor den Toren Hamburgs pendeln die Freigänger in die JVA Glasmoor, jugendliche Täter hausen auf der Insel Hahnöfersand mitten in der Elbe, Sexualstraftäter sitzen vor allem in der Sozialtherapeutischen Anstalt. Die Untersuchungshaftanstalt, in der Schmied zuletzt war, grenzt an den Park Planten und Blomen, nachts lehnen die U-Häftlinge an ihren Fenstern, die Angehörigen rufen von draußen Tröstendes über den Stacheldraht.

In seiner Zeit hinter Gittern hat Schmied viele Typen kommen und gehen sehen. Läuft er über den Kiez, kann es vorkommen, dass er angesprochen wird. An einem

Tag im Mai 2019 begegnet er auf der Reeperbahn seiner Vergangenheit. Sie trägt eine schwarze Sonnenbrille und Kapuze und blockiert ihm den Gehweg. „Ey, kennst du mich noch? Du bist ja immer noch hier, ich dachte, du wolltest an den Strand, Digga.“ Der hagere Mann zieht sich die Kapuze aus der Stirn, das Grinsen legt seine Zahnreste frei.

„Keine Zeit!“, raunzt Schmied und schiebt sich an dem Grinsen vorbei. Die Begegnung ist ihm sichtlich unangenehm. „Keine Ahnung, wer das war“, sagt er später. „Du lernst so viele Leute kennen im Knast. Wenn einer wichtig ist, merke ich mir seinen Namen.“ Die alten Dämonen sind schwer abzuschütteln, das weiß René Schmied aus Erfahrung. Er scannt ständig seine Umgebung. Den Typen, der gerade vorbeiläuft. Die Säufer, die hinter ihm lärmen. Immer in Spannung bleiben, immer parat. Dieser Gefängnisdämon, er will einfach nicht verschwinden.

Schmied sitzt in der prallen Sonne am Spielbudenplatz und nippt an seiner Cola. Was hat er nun vor? Er hat sich ein Ziel ausgemalt: den Gabelstaplerschein machen. Für einen Gestrandeten wie ihn der zarte Einstieg in ein geregeltes Leben. Die Gleichung geht so: Morgens regelmäßig aufstehen, sich beim Job bewähren, eigenes Geld in der Tasche, irgendwann eine kleine Wohnung. Aber einen Schritt nach dem anderen, nicht stolpern, er braucht erst mal diesen Schein. Gemeinsam mit den Betreuern verfasste er direkt nach seiner Entlassung eine Bewerbung und ein Motivationsschreiben. Noch hält ihn die Arbeitsagentur hin, sie verlangt eine amtsärztliche Untersuchung. Denn das Leben hat Schmied einige Leberhaken versetzt: Seit Jahren begleitet ihn eine Diabetes, seine Bandscheibe schmerzt höllisch, er sagt, er habe sich im Knast beim Training verhoben. Doch die Untersuchung lässt auf sich warten, die Arbeitsagentur bleibt über Monate stumm. Für Schmied fühlt es sich an wie endloser Leerlauf. Oder ist es ihm sogar ganz recht? Er sagt: „Ich bin doch gar nicht mehr vermittelbar.“

Er läuft weiter, an der Talstraße vorbei, am legendären Kiez-Penny-Markt, auf die gespreizten Beine einer Frau zu, sie sind auf eine Fassade gemalt. Dahinter liegt die „Ritze“, oben Zuhälterbar, unten Hamburgs bekanntester Boxkeller. Hier stand er

mal im Ring. Mittelgewicht, bis 75 Kilogramm, Rechtsausleger. Kampfsport war immer seine Zuflucht. Er hält kurz inne vor einem Plakat: Schwergewichtler Juan Carlos Gomez, Kampfname „Schwarzer Panther“, boxt in der Sporthalle Wandsbek. 1998 war das. Ein längst vergessener Champion, der später als Altenpfleger in Hamburg arbeitete. Es ist ein Keller für Männer aus einer anderen Zeit. Ob er den Ring vermisst? Die Antwort kommt schnell: „Nö.“

Wenn der Affe zu Besuch kommt

In den Wochen danach ist er telefonisch nicht mehr zu erreichen, das Handy habe er einem Kumpel geliehen, sagt er später, dann sei der Akku kaputt gegangen. Kein Anschluss unter dieser Nummer. „Da ist gerade was im Busch“, vermutet der Menschenkenner Rigelsky. Irgendwas sei komisch. Abends sei er oft nicht hier, sagt Schmieds Betreuer Zwicker am Telefon, vielleicht übernachte er bei seinen Geschwistern. Zwicker sagt: „Wir machen uns Sorgen.“

Wenn René Schmied jetzt im Wohnheim ist, fläzt er oft lallend im Bett, sein drahtiger Körper magert ab. Auf dem Frühstückstisch seiner Wohngruppe zeichnen sich runde schwarzrandige Flecken ab. „Glühende Crackpfeifen brennen solche Spuren ins Holz“, sagt Betreuer Zwicker.

Schon beim ersten Treffen sprach René Schmied über die Drogen, aber eher als Fußnote. Kokain und Heroin begleiten ihn sein Leben lang. Morgens aufwachen, alles kribbelt, Panik schieben, dass gleich „der Affe kommt“, wie er es nennt. Er klaut dann, weil er Drogen braucht. Und weil er die Drogen braucht, landet er vor dem Richter.

Er sagt: „Ich hab schon tausend Mal aufgehört.“

Einer von vier Gefangenen in Hamburg ist oder war abhängig von Alkohol und Drogen, und das sind nur die, von denen die Justizbehörde weiß. Im Gefängnis gibt es zwei Gruppen, so sieht es René Schmied, die Junkies und die Sportler. Klar, wo er sich sehen möchte.

Von Misserfolgen erzählt er nicht gern, deshalb erfährt man erst von den Betreuern, dass er im Mai 2019 zur Entgiftung in eine Klinik vor den Toren Hamburgs eingeliefert wird. Drei Wochen später kehrt er zurück, Versuch 1001 beginnt. Im Wohnheim kämpfen sie weiter um ihn: Es gibt noch juristische Altlasten aus der Zeit vor der Haft, eine Anklage wegen Kaufhausdiebstahls. Zwicker besorgt ihm eine Anwältin, Ende Mai 2019 setzt er sich vor Gericht für ihn ein, berichtet über das Leben im Wohnheim, die Hilfsangebote und die Pläne für die Zukunft. Die Richter sind nochmal gnädig. Er bekommt zehn Monate Bewährung und soll sich um eine Therapie bemühen. Das Sicherheitsnetz, das René Schmied auffangen soll, wird von einem ganzen Schwarm von Schutzengeln gehalten – und es hat gehalten, noch einmal.

Mitte Juni 2019 reißt das Netz. Man könnte auch sagen, er zerreißt es. „René ist bei uns rausgeflogen“, sagt Zwicker am Telefon. Es läuft ein neues Ermittlungsverfahren gegen ihn, er nimmt wieder Heroin. Das Telefon hatte er nicht verliehen, sondern zu Geld gemacht. Und die Betreuer haben Schraubendreher, Stemmeisen und Bolzenschneider in seinem Zimmer gefunden. René Schmied hat so gut wie alle Regeln des Wohnheims gebrochen. Die Betreuer empfehlen ihm eine Suchteinrichtung südlich von Berlin, Zwicker fährt ihn hin. Die Klinik habe alles einkassiert, so erzählt es der Betreuer, Geld, persönliche Gegenstände, sie filzen Schmied. Alle Männer müssen dort arbeiten, es ist eine letzte Abzweigung vor dem Gefängnis. „Wir mussten es auch dort probieren“, sagt Zwicker.

Nach zwei Tagen checkt René Schmied aus der Klinik eigenmächtig aus. Im Wohnheim versperren sie ihm die Tür, dort hat er jetzt Hausverbot. In den nächsten Monaten taucht er ab, ist für sein Umfeld nicht mehr zu erreichen. Er wird zu einem Geist.

Wie soll man einen Mann finden, der keinen festen Wohnsitz mehr hat und telefonisch nicht greifbar ist? Schmied taucht noch mal am Wohnheim auf, um Behördenpost abzuholen, für die Betreuer ist er jetzt ein ehemaliger Fall. Seine

Anwältin möchte keine Auskunft geben. Aber die Justiz interessiert sich wieder für ihn.

Die Suche nach einem Phantom

Ein kleiner Saal des Landgerichts am Sievekingplatz, 8. November 2019, die Verhandlung hätte schon vor zehn Minuten beginnen sollen. Doch die Hauptperson fehlt. Neben dem Richter liegt ein roter Aktenberg, zusammengehalten von einem Gummiband: René Schmieds Weg durch die Gerichte der Stadt. Es geht um den Fall vom Mai dieses Jahres, als Schmied zu zehn Monaten Bewährung verurteilt wurde. Er hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Der Richter sagt: „Stand jetzt“ sei er nicht in Haft. Er fragt: „Kennt jemand seinen Aufenthaltsort?“

Ein Mann im blauen Pulli meldet sich, er ist als Sachverständiger geladen: Der Abwesende sei heute bei ihm gewesen. „Er konsumiert das Substitutionsmedikament Polamidon, ab und an auch Heroin“, sagt Jochen Brack, forensischer Psychiater, er leitet die Suchtambulanz in Harburg. Aus René Schmied, dem Geist, wird der Drogensüchtige in Behandlung. Er sei nicht „take-home-fähig“, also nicht stabil genug, das Medikament nach Hause zu nehmen, sagt der Arzt. In den Gerichtssaal kommt René Schmied an diesem Tag nicht, der Richter verwirft die Berufung. Nun ist er auf Bewährung, der nächste Ausrutscher bedeutet wieder Gitterstäbe.

Die Suche geht weiter, einen Monat später, ein Kellereingang unweit des Harburger Rathauses. Auf den Stühlen des Wartezimmers in der Suchtambulanz sitzen Gestrandete. Es wird Rotz hochgezogen und geschwitzt, manche hibbeln durch den Raum. Schmied komme jeden Morgen vorbei, hatte der Arzt vor Gericht angegeben.

Und dann steht er plötzlich im Gang, die Wintermütze tief in die Stirn gezogen. Es ist das erste Treffen nach sechs Monaten. Es wirkt wie ein Wiedersehen nach einem halben Leben. Schmied sieht aus wie ein Greis: Die Wangen schrumpeln nach innen, seine beiden Zahnbrücken sind heute im Badezimmer geblieben, rechts unten lugt ein einsamer Eckzahn hervor. Doch er sagt: „Alles gut bei mir. Lass uns Kaffee trinken.“

Jeden Morgen mischen sie ihm hier seinen ganz speziellen Frühstückssaft. In dem Becher sind vier Milliliter Polamidon, ein synthetisch hergestelltes Opioid, vergleichbar mit Methadon. Es dockt an einer Gruppe von Rezeptoren an, die die Schmerzsignale hemmen. Das Medikament blockiert die Rezeptoren, an die sonst die Opiate anschlagen, erzeugt aber keinen Rausch. Die Mitarbeiter versetzen es mit Apfelsaft, er kippt seinen Shot in einem Zug runter. Damit hält Schmied den Affen im Zaum.

„Ich brauch in der Ambulanz nur vier Pola, andere zehn“, sagt er später beim Kaffee. Andere schaffen nur eine Woche in Freiheit, er schafft es schon über ein Jahr. Er formt sich die Welt, wie sie ihm gefällt. Nachdem er aus dem Wohnheim geflogen ist, kam er bei seiner Schwester unter, er schläft in ihrer Stube. „Die Betreuer mochte ich, aber ich war leider nicht clean“, sagt er. „Jetzt geht’s mir besser, ich muss nicht mehr klauen.“

Doch seine Einsicht könnte zu spät kommen. Es laufen neue Ermittlungen gegen ihn, er soll in mehreren Kaufhäusern Waren gestohlen haben. Lohnt sich nicht mehr, sich viel vorzunehmen, findet er. „Mal sehen, wann ich einfahre.“ Er kennt das Spiel: Rückt eine Verhandlung näher, weist das Gericht die Polizei an, seinen Aufenthaltsort zu ermitteln und ihn zu laden. Schwänzt er dann den Prozess, folgt ein Haftbefehl, er gilt dann als gesucht. „Hoffentlich erwischen sie mich erst nach Weihnachten und Silvester.“ Er verlebt die Tage, trifft Kumpels oder gammelt so rum. „Darfst nicht viel drüber nachdenken. Sonst gehst du kaputt.“

Hätte man die Abwärtsspirale verhindern können? Sie verhindern können bei einem, der es selbst vielleicht nicht will, nicht mehr will – der sagt: Lohnt sich nicht mehr? Unerwartet kommt das nicht. Schon einmal, im heißen Sommer vor diesem Winter, war René Schmied seit Wochen abgetaucht. Seine beiden Betreuer sitzen damals in einem Arbeitszimmer im Wohnheim, der Ventilator zerpflügt die Luft und Ralf Zwicker sagt: „Er hatte mir zugesichert, zu reden, wenn er abrutscht. Ging dann wohl nicht.“ Ihm hätte eine ruhige Wohnung gereicht, glaubt Zwicker. Aber natürlich

bräuchte er dafür Geld: „Ihm fehlte das Selbstvertrauen, nochmal zum großen Sprung anzusetzen."

Sein Kollege Bernhard Rigelsky neben ihm sagt: „René hatte hohe Ansprüche an sein Leben, er wollte viel erreichen. Aber er ließ sich auf nichts ein." Dass man für ein bürgerliches Leben arbeiten müsse, erschließe sich einigen ihrer Klienten nicht, sagt er. „So bleiben es leere Ziele."

In ihrer Spurensuche finden sie nicht den knalligen Moment des Scheiterns. Doch über eine Sache kommt Ralf Zwicker heute noch in Wallung. Die Sache mit dem Gabelstapler. Der erste Schritt in ein anderes Leben, Schmieds kleiner, großer Traum. Bei einem, der sich von Woche zu Woche hangelt, darf sich eine Behörde keine monatelange Hängepartie leisten. Das hat die Arbeitsagentur versemmelt. „Das nehme ich ihnen richtig übel, das kann innerhalb weniger Wochen passieren." Diese Phase des Hinhaltens warf Schmied aus der Kurve, so sieht es Zwicker.

Rigelsky sagt aber auch: „Es kann immer passieren zu scheitern. Vielleicht hätte er sich mit einer Therapie wappnen sollen." Schmied sei nicht ehrlich gewesen, habe verdeckt gehandelt, das sei schwierig für pädagogische Arbeit. „Hochgradig Abhängigen gelingt der Wiedereinstieg in die Gesellschaft oft nicht", sagt Rigelsky. „In solchen Fällen wie bei ihm wäre eine Suchttherapie sinnvoller."

Andere sind schon nach einer Woche wieder drin

Mittlerweile ist ein weiteres halbes Jahr seit dem letzten Treffen mit ihm in der Ambulanz vergangen. Hamburg hat seitdem eine neue Bürgerschaft gewählt, die Corona-Pandemie kam und brachte das Universitätsklinikum Eppendorf an seine Grenzen. René Schmied trägt Anfang Juli 2020 Schutzmaske und zwei Uhren, eine silberne und eine mit Holzrand, pro Handgelenk eine. „Die hab ich immer an, falls sie mich verhaften", sagt er. „Du brauchst 'ne Uhr im Knast, da zerfließt die Zeit. Eine habe ich als Ersatz."

Er lebt jetzt in einer Einrichtung für drogenabhängige Menschen ohne festen Wohnsitz. Sie sieht aus wie eine Mischung aus Bauwagenplatz und amerikanischem Motel, unten im Innenhof grillen sie manchmal abends, im oberen Stockwerk liegen die tristen Containerwohnungen. Die Justiz weiß nicht, wo er sich verborgen hält. René Schmied lebt von 432 Euro Hartz IV und von Touren durch die Kaufhäuser. Er telefoniert schon wieder einem neuen Quartier hinterher, seine Monate hier sind bald abgelaufen.

Der Staat ermittelt weiter gegen ihn, aber alles „Pille-Palle“, wie er sagt. „Bin ja kein Mörder.“ Er wirkt eher so, als ob jemand ihm die Lebenslichter ausgepustet hätte. Nur noch Hülle.

Nach der Entlassung habe man einfach zu viel von ihm verlangt, findet René Schmied. „Du sollst draußen auf einmal alles allein machen. Davor hattest du jemanden, der dein halbes Leben lang für dich da war.“

Er meint damit den Knast.

*****

Wie die Geschichte entstand: Die Recherche begann im Januar 2019 mit einer Anfrage beim Wohnheim für Haftentlassene. Mehrmals traf unser Reporter seitdem René Schmied. Seine Angaben glich der Reporter, wann immer möglich, mit den Aussagen der Betreuer und Gerichtsakten ab. Einem Resozialisierungsexperten trug er Schmieds Fall vor, mit einem Suchtmediziner sprach er über die Substitution Drogenabhängiger.